

frauen.kom

Zeitschrift der Katholischen Frauenbewegung Salzburg



Alltags- heldinnen

*Hommage an
unsere Großmütter
und Urgroßmütter*

Sonderausgabe

Ein Unikat

Innviertler
Powerfrau

Apfelstrudelblues

Ein Duft aus
meiner Kindheit

Bürgerkriegszeit

Ein Leben
ohne Life Coaching



Olivia Keglevic (Chefredakteurin)

Liebe LeserInnen,

Diese Ausgabe ist eine Hommage an unsere Mütter, Großmütter und Urgroßmütter und als solche eine Sondernummer, in der es weniger um recherchierte Fakten, sondern um unseren persönlichen Zugang zu bemerkenswerten Frauen unserer Herkunftsfamilie geht.

Zu sehen, was sie für sich und uns erkämpft, was sie für sich und uns gelebt haben, ist mehr, als bloß danke zu sagen. Es ist eine Form, die Lebensrealität dieser Frauen wahrzunehmen, sie in ihrer eigenen Größe zu sehen und sie auf keinen Fall darauf zu reduzieren, was sie für uns persönlich an Mehrgewinn gebracht haben.

Mütter, Großmütter und Urgroßmütter – ob sie nun ihre Kinder ohne männliche Unterstützung großgezogen und dabei auch noch selbst für den Lebensunterhalt gesorgt haben oder ob sie als Oma da waren und ihrer Enkelin ganz selbstverständlich all ihre Liebe und Geborgenheit geschenkt haben – immer ist es ein Geschenk, von Frauen wie ihnen als Mensch gesehen, mit ihrer Fürsorge und Liebe wertgeschätzt worden zu sein und von ihnen ein Stück Leben authentisch und überzeugend vorgelebt bekommen zu haben.

Ihnen im Nachhinein danke zu sagen, ist eine Ehre und ein warmes Gefühl an großer Verbundenheit.

Olivia Keglevic, Chefredakteurin



Andrea Laimer,
Evelin Hemetzberger



Regina Winkler, Birgit Dottolo



Elmar Prokopetz Elisabeth Ebner



Isabella Fredrich Sara Gerner

Inhaltsverzeichnis

Alltagsheldinnen?

- 04 Die Hommage an eine Innviertler Powerfrau
- 06 Sie hat ein großes weites Herz!
- 08 Müsst ihr wirklich essen was euer Papa kocht?
- 10 Anna
- 12 Frauen lieben anders
- 14 Lieber keinen Mann als so einen
- 16 Tausche Gesundheit gegen Schönheit
- 18 Sie sind einfach da
- 20 Die eigene Heldin in sich finden

Was sagt Mann dazu?

- 22 Ein Leben ohne Life Coaching

kfb – Regionalteil

- 24 kfb Frauen
- 26 Highlights & gute Ideen aus den Regionen
- 28 Termine & Vorankündigungen
- 31 Katholische Frauenbewegung Österreich

Literatur selbstgeschrieben

- 34 Die knochige Laufbahn
- 36 Apfelstrudelblues

Glaube und Wissen

- 38 Hat nicht Gott die Weisheit der Welt zur Torheit gemacht?

Impressum



der beste service für sie.

- Druckservice** Standard (2-3 Tage)
Express (1-2 Tage)
- Grafikservice**
- Webservice**

+43 (0)6221 75 51 **kontakt@adless.at**

Adless Mediendesign & Druckservice GmbH
Am Kirchberg 1 - 5323 Ebenau

Bamer-Ebner.com
Theater . Design . Zeremonie



Theater & Showinszenierungen
Design, Grafik & Malerei

Hommage

an eine Innviertler Powerfrau

Erinnerungen an eine tolle Uroma und Alltagsheldin ihrer Zeit

Meine Uroma war ein echtes Unikat. Leider hat ihr das zu Lebzeiten niemand gesagt, aber rückblickend staunen mittlerweile drei Generationen über ihren Lebensweg. Fast wäre sie 90 Jahre alt geworden. Das ist aber bei weitem nicht alles, was es über sie zu erzählen gibt. Trotz widriger Umstände meisterte sie ihr Leben und war manches Mal sogar ihrer Zeit voraus.

Geboren während des 1. Weltkriegs im oberösterreichischen Innviertel, alleinerziehende Witwe mit zwei Töchtern im 2. Weltkrieg und bis zur Pensionierung voll berufstätig. Die biografischen Eckdaten, die allein schon spannend sind. Dass sie zur Geburt mit starken Wehen von der Arbeit am Bauernhof bis nach Hause marschierte, war wohl Sinn-

bild der rauen Umstände damals. Heute haben wir sie vor allem deshalb so liebevoll in Erinnerung, weil sie als großteils alleinerziehende und berufstätige Frau ihr Leben meisterte. Und niemals auch nur ein Wort über die harten und entbehrungsreichen Zeiten ihres Lebens verlor. Welche Hürden und Schicksalsschläge ihren Weg pflasterten, erfuhr ich erst

nach ihrem Tod. Umso bemerkenswerter ist für mich, wie unbeschwert und glücklich sie immer wirkte. Für mich war sie eine Uroma wie aus dem Bilderbuch. Mit vielen selbstgemachten Leckereien und einem Obst- und Gemüsegarten, der bis heute seinesgleichen sucht.

Der Zweite Weltkrieg hinterließ in ihrer jungen Familie Spuren. Als der Mann 1941 verstarb, musste sie ganz allein dafür sorgen, ihre mittlerweile zwei Mädchen und sich selbst durchzubringen. Wie sie das schaffte, weiß heute niemand mehr. Aber sie schaffte es und das war die Hauptsache. Ich erinnere mich noch, dass auf dem Platz vor ihrem Haus eine Eiche stand. Als wir einmal mit den Händen voll Eicheln zu ihr kamen, sagte sie, froh zu sein, nie wieder Eichelkaffee trinken zu müssen. Auf unsere verdutzten Gesichter hin erklärte sie uns, wie sie im Krieg aus den Eichelfrüchten „Kaffee“ kochte, weil sie sich das Pulver nicht leisten konnte. Ihre selbstgemachten Buttersemmerl waren für mich ein weiteres Indiz für die Entbehrungen ihrer Vergangenheit. Sie schmierte immer so viel Butter auf die Semmerl, dass ich mir manchmal dachte, sie wollte die butterlosen Kriegsjahre wieder wettmachen.

Um das tägliche Leben halbwegs bestreiten zu können, fing sie unmittelbar nach Kriegsende zu arbeiten an: In der Schleiferei der Möbelfirma im Ort. Typische Frauenarbeit war das keine. Jeden Tag an der Schleifmaschine stehen und das Holz für Stühle und Tische bearbeiten waren ein echter Knochenjob. Und den erledigte sie Tag für Tag bis zu ihrer Pensionierung. Wenn sich meine Oma an ihre Kindheit erinnert, schwingt kein Wort der Wehmut mit. Als Ältere musste sie auf die Schwester aufpassen, wenn die Mama in der Arbeit war. Ihre Erinnerungen klingen dabei so spannend wie Kinderbuchromane: Immer mit den anderen Kindern aus der Nachbarschaft unterwegs, heimlich im Holzlager der Firma Verstecken gespielt, den Wächter ständig ausgetrickst. Höhepunkte für meine Oma waren allerdings gelegentliche Besuche bei einer Schulfreundin. Die hatte als Tochter von Kaufleuten nämlich Puppen und Spielzeug – also Sachen, die es daheim nicht gab.

Dafür gab es eine kleine Zwei-Zimmer-Wohnung, ebenso Lebensmittel und hin und wieder Schuhe und Kleidung für die Kinder. **Vorräte waren für meine Uroma besonders wichtig,** das wurde mir aber erst nach ihrem Tod klar. Im Wohnzimmer bunkerte sie nämlich noch in diversen Schränken kiloweise Zucker und Mehl. Zeit ihres Lebens hatte sie nie etwas zu verschenken, nur für ihre Urenkerl gab es gerne mal eine große Tafel Schokolade. Ihre eigenen beiden Töchter hingegen bekamen nur einmal Schokolade geschenkt: Als ihre Mutter erneut heiratete und sie zum neuen Mann – übrigens ein um sechs Jahre jüngerer Arbeitskollege – Papa sagen sollten. Während sich meine Mama an einen lustigen Opa erinnert, der auf allen Vieren seine Enkerl erheiterte, sind die Erinnerungen meiner Oma ob seiner Liebe zum Alkohol andere. Gejammert wurde seitens meiner Uroma trotzdem nie – auch dann nicht, als sich der zweite Ehemann eben doch nicht als Mann der Träume entpuppte. Vielleicht hatte

sie zum Grübeln auch schlichtweg keine Zeit. Denn ich frage mich, wie sie alles unter einen Hut bekam: Job, Kinder, Ehe und später auch noch die Pflege einer Verwandten.

Arbeiten ging sie weiterhin, schließlich war sie es nicht gewohnt, von jemandem abhängig zu sein. Als sie mit ihrer Familie schließlich das Haus der Verwandten bezog, gab es auch noch einen Garten zu bewirtschaften. Die Grünfläche hinter dem Haus ist bis heute mein Idealbild eines Gartens: Obstbäume, Beerensträucher, Gemüsebeete und ein Holzschuppen beglückten später Enkerl und Urenkerl bei den sonntäglichen Besuchen. Sie verwertete alles, machte Säfte, legte Gemüse ein und versorgte jeden mit ihren Kostbarkeiten. Ich war begeistert von der Milch mit dem Rahm, der sich obenauf bildete und für die Flankerl im Kaffee der Erwachsenen sorgte. Und fasziniert von ihrem losen Gebiss, das hin und wieder auf der Anrichte thronte. Einmal landete es sogar bei den Hühnern in Nachbars Garten. Meine Uroma verwechselte die Obstreste mit ihren Zähnen und wunderte sich am nächsten Tag in der Früh, warum die Reste noch am Tisch lagen und ihr Gebiss verschwunden war.

Als ihr Mann Mitte der 70er Jahre plötzlich verstarb, war für sie klar: **Ein Mann kommt ihr nimmer ins Haus.** Und so verbrachte sie das letzte Drittel ihres Lebens – immerhin noch fast 30 Jahre – alleine in ihrem Haus mit Garten. Als sie in Pension ging, fand sie ein neues Hobby: Wegfahren. Mit den anderen Pensionisten fuhr sie mit dem Bus durch ganz Österreich, besuchte Vorarlberg ebenso wie Wien und hatte daheim immer ihren Atlas parat, um nachzuschauen, wo wir gerade waren. Auf ihre alten Tage war ihr das Innviertel nicht mehr genug. Und wenn sie gekonnt hätte, hätte sie mit uns Urenkerl am liebsten alles mitgelernt. Das war vielleicht das einzige, das sie bereut hatte: Keine Chance auf Bildung gehabt zu haben. Umso wichtiger war es ihr, dass ihre Töchter, Enkerl und Urenkerl lernen – und zwar nicht für die Schule, sondern für das wahre Leben, wie sie stets betonte.

Rückblickend war meine Uroma eine echte Alltagsheldin. Sie vollbrachte keine herausragenden Taten, und zeigte uns Frauen doch, worauf es ankam: sich vom Schicksal nicht entmutigen lassen, immer auf eigenen Beinen stehen und anpacken statt herumgrübeln. Unabhängigkeit und Selbstständigkeit waren ihre Leitideale, die in unserer Familie bis heute unbewusst, aber doch gefordert wurden. Ihre körperliche Stärke, ihr eiserner Wille und ihr unerschütterlicher Glaube an sich selbst ließen meine Uroma 90 Jahre alt werden. Erst als es wirklich nicht mehr ging, allein in den eigenen vier Wänden, zog sie mit 89 Jahren schweren Herzens ins Altenheim. Eine Zeit lang nahm sie an allen möglichen Programmpunkten dort teil. Dann gab sie langsam auf. Meine Uroma legte ein starkes Fundament für alle nachfolgenden Frauen ihrer Familie. Und ich bin stolz, darauf aufbauen zu können.

Andrea Laimer

Sie hat ein großes weites Herz!

Meine Oma

Ein Duft weckt mich. Ein Duft, der gar nicht zum Winter passt. Aber auch, wenn er von der Jahreszeit aus passen würde, kann ich ihn heute nie mehr so intensiv riechen wie in meinem Traum. Es ist ein Duft aus meiner Kindheit. Ein Duft von reifen Klaräpfeln. Ich schauke auf ihrem Baum – ganz hoch, um dann im Flug abzuspringen. Aus meiner damaligen Sicht kam diese Aktion einem Bungeesprung gleich. Mit einem Kribbeln in der Magengegend und einem herrlichen Gefühl von Freiheit.

Ich höre die Stimme meiner Oma: „Kommst du, sie sind fertig!“

Ein letzter Sprung und ich flitze die paar Stufen Richtung Küche. Hm, wie das duftet. Sie stehen schon am Tisch. Buchteln in der Rein mit Apfelmus. Dazu kalte Milch. Eine meiner unzähligen Lieblingsspeisen, die ich auf Wunsch täglich von ihr kredenzt bekomme. Sie schaut mir lächelnd zu und freut sich genauso wie ich, während ich die ganze Rein fast alleine verputze. Opa, der ganz in der Nähe als Werkmeister in einer großen Ofenfabrik arbeitet, kommt Mittag zum Essen und zum kurzen Ausrasten nach Hause: „Dos siaße Zeig is gor net meins“, brummt er und so bleibt fast alles für mich – herrlich!

Der tägliche Einkauf beim Greissler, den ich ganz alleine erledige. Ich kann gerade mal rechnen und schreiben und notierte Omas Wünsche auf einem Blatt Papier. Der braune Einkaufskorb mit dem karierten Stofffutter und dem Gummizug, damit nichts herausfallen kann, steht neben ihren Schuhen im Vorhaus. Ich liebe Omas Schuhe. Heute suche ich mir die weißen aus. Ich bin froh, dass sie kleine Füße hat, und zum ersten Mal auch, dass ich so große habe – also muss ich nicht viel mit Zeitungspapier ausstopfen. Oma blickt mir lachend vom Hauseingang nach und winkt. Ich stolziere auf der kleinen Straße die ca. 50 Meter, bis ich die große überqueren muss und direkt vorm Greissler stehe. Mein Blick bleibt an den Glasbehältern hängen, während die Verkäuferin alles laut meiner Liste herrichtet. Erst beim Bezahlen bin ich wieder ganz bei ihr und rechne genau nach. Denn Oma hat mir einen „großen Schein“ mitgegeben. Zuhause wird verrechnet, da darf ich mir keinen Fehler erlauben. Wie immer, wenn alles passt, bekomme ich als Belohnung das kleine Restgeld. Heute sind es drei zehn Groschen Stücke und ein Fünfigerl. Jetzt habe ich es eilig und die Stöckelschuhe werden gegen meine Sandalen ausgetauscht. Abermals flitze ich zum Greissler. Drei Traubenzuckerherzerl mit Spruch und ein weißer Bazooka mit Abziehbild gehen sich aus.

Ein kleiner Erker. Da haben nur ein runder Rattantisch mit zwei Sessel Platz. Ich habe den Tisch gedeckt. Mit meinem



Foto: Iryna Insbryna / Shutterstock.com

Puppengeschirr. Es gibt schwarzen Tee (in Wahrheit Johannisbeersaft) und einen meiner Lieblingskuchen. Wir spielen „feine Damen“. Die feine Oma Dame spreizt ihren kleinen Finger, als sie die Puppentasse zu den gespitzten Lippen führt und eine vorbei spazierende Bekannte durchs geöffnete Fenster grüßt. Ein kleines Plauscherl: „Jo’s Enkerl is do ...“ Ich werde gefragt, ob sich die Bekannte auch zu uns setzen darf. (Na, aber nur ausnahmsweise, denn eigentlich kann ich solche Störungen überhaupt nicht vertragen!)

Ich bin mit Oma in der Drogerie einkaufen. **In meinen kleinen Händen zwei rote Plastikkugeln mit Gummi**, auf einem Blatt Pappkarton befestigt. Ich weiß, wozu die sind. Aber bei mir geht das leider nicht. Meine Haare sind viel zu kurz. Ich darf sie trotz sehnlichstem Wunsch nicht lang tragen. Traurig hänge ich das Blatt Pappkarton wieder an den Ständer. Als wir zu Hause sind, lässt mich Oma die Tasche ausräumen: Das Tabak vom Opa, ihre Tosca Creme, das Pflaster und die roten Kirschgummispangerl. „Aber Oma, das geht nicht!“ „Doch, wirst schon sehen!“ Sie teilt meine magere Haarpracht am Hinterkopf und bringt zwei straffe Zöpfe zustande, die sie mit den Kirschgummispangerln fixiert. Meine Zöpfe sind genauso groß wie die Kirschen. Wir stehen im Schlafzimmer vor dem riesengroßen Spiegel mit den beiden beweglichen Seitenflügeln, in denen man sich von allen Seiten betrachten kann. Es schaut super aus! Ein Spritzer 4711 hinter die Ohren und zur Krönung noch einen „Lipizzaner“, Omas Bezeichnung für Lippenstift. Ich drehe mich vor dem Spiegel – und ja, eigentlich bin ich gar nicht so hässlich!



Im Zug von Salzburg zu Oma und Opa male ich mir aus, wie sie mich am Bahnhof abholen werden. Ich bin so aufgereggt! Drei herrliche Wochen. Ich steige aus und der Fahrdienstleiter hilft mir mit dem Koffer aus dem Abteil. Beim Einfahren des Zugs hab ich sie schon gesehen, Omas Augen, die jedes Abteilfenster nach mir absuchten. Ich stürze in ihre Arme. In fünf Minuten sind wir zu Hause. Meine Oma hat einen großen Essplatz in einem anderen Erker mit vielen Fenstern, Stores und Leinenvorhängen. Nachmittags, so um fünf, wenn Opa von der Arbeit kommt, gibt es jeden Tag eine kalte Jause. Das ist das Abendessen. Dazu Bier oder einen g'spritzten Most, für mich ein Kracherl. Außer, wenn ich ankomme, so wie heute. Da steht auf meinem Stuhl ein ganz kleines Glaskrügerl mit einem Bild von einem Wallfahrtsort drauf. Mein Herz rutscht in die Hose. Ich setze mich kleinlaut. Sie bemerken es nicht. *Opa schenkt Bier ein, auch in mein Glas.* Einen Schluck, mit ganz viel Schaum. Das Bier ist graulich, aber ich liebe den weißen Schaum. „Prost, dass die Gurgl net verrost!“, rufen sie und wollen mit mir auf unsere gemeinsame Zeit anstoßen. Doch ich bleibe stumm und blicke sie nur traurig an. „Wos ist los?“ „Ich darf nicht, Vati schaut durchs Fernrohr und sieht genau, wenn ich Bier trinke!“

„A so a Bledsinn, Bier trinken, dos Schluckerl Schaum!“ Betroffenen setzen sie sich und ich erzähle ihnen, dass ich unser Begrüßungsritual verraten habe. Mein „Zuhause“ war entsetzt, trank doch da niemand außer dem anderen Opa Alkohol, höchstens zu Silvester ein Glas Sekt. Eine Zeitlang schweigen sie. Dann steht Oma plötzlich auf

und zieht alle Vorhänge der Erkerfenster zu, dreht das Licht auf und ruft: „So jetzt kann er scho schau!“ Wir halten uns die Bäuche vor Lachen, schnappen unsere Gläser und rufen: *„Prost, dass die Gurgl net verrost!“*

Auf zum Welser Volksfest. Ein Highlight während meiner Besuche. In einem weißen Fiat mit rotem Lederlenkrad und roten Ledersitzen. Ein Erbe ihres Sohnes, der mit dreiundzwanzig Jahren bei einem Verkehrsunfall tödlich verunglückt ist. Von diesem tragischen Ereignis hat sich meine Oma nie richtig erholt. Erst nach dem Tod von meinem Onkel machte Opa den Führerschein. Da war er nicht mehr jung. Als besonderes Andenken machten sie ab da Ausflüge mit seinem Auto. Ich sitze auf der Rückbank und die beiden vor mir singen Volkslieder mit Jodlern. Zweistimmig und so texticher und schön, dass ich nichts kann, außer andächtig zu lauschen.

Den weißen Fiat hat Opa mir nach seinem Tod vererbt.

Es gäbe noch unzählige Anekdoten und Erlebnisse mit meiner Oma. Unzählige Erinnerungen, für die ich ihr unsagbar dankbar bin. Nie wäre mir in den Sinn gekommen, dass im Leben meiner Oma irgendwas gefehlt hätte, dass „nur Hausfrau und Mutter“ zu wenig sein könnte. Dass irgendwas zum Besseren anders hätte sein sollen. In der Zeit, die ich mit ihr verbringen durfte, hat sie mir immer das Gefühl gegeben, das glücklichste Kind der Welt zu sein.

Birgit Dottolo



*Musst ihr
wirklich essen,
was euer
Papa kocht?*

Ein ungewöhnliches
Ehepaar mit Pioniergeist!

Viele Kämpfe steht man alleine aus. Oft hat man dabei niemanden an seiner Seite und das macht viele Frauen in dieser Ausgabe zu unseren Heldinnen. Doch manchmal ist es ein ebenso starker und großer Partner, der es mitträgt und unterstützt, dass wir Frauen unseren eigenen kleinen Mikrokosmos verändern und verbessern können. So wie in meiner folgenden Geschichte über ein großartiges Ehepaar.

Beide in sozialen Berufen tätig, haben sie drei Kinder großgezogen und sind mittlerweile sogar Großeltern. Ihr gemeinsamer Weg begann Anfang der Achtzigerjahre. Sie waren jung und das Geld war knapp, doch die Liebe zueinander umso größer.

Sowohl die Kindheit als auch Jugend der beiden war in den 60er und 70er Jahren auf einem Bauernhof im Gebirge nicht immer lustig. Von Anfang an musste zuhause auch mitgearbeitet werden. Kinder am Bauernhof waren nun mal einfach auch (wertvolle) Arbeitskräfte.

Die Rollenverteilung war klar. Die Buben arbeiteten handwerklich, die Mädchen im Haushalt. Ihr war das schon früh ein Graus, lieber ging sie mit dem Vater Holzarbeiten im Wald, als das Geschirr zu spülen. Die Schule wiederum liebte sie, es machte ihr Spaß etwas zu lernen. Umso trauriger war sie, als es nach der Pflichtschule für sie Endstation hieß und nicht in eine weiterführende Schule und zur Universität ging. Finanziell war das einfach nicht drin. Und für ein Mädchen, das ohnehin heiraten und Kinder bekommen würde, war es auch nicht unbedingt notwendig. So sah es ihre Familie damals.

So nahm das Leben den vorgegebenen Lauf. Nach der Hochzeit folgten drei Kinder. Diese wuchsen mit viel Liebe und Fürsorge auf. Gemeinsame Aktivitäten in der Natur waren Standard. Das Geld reichte nicht für große Urlaube im Ausland, die Ferien wurden daher kurzerhand auf der Almhütte der Verwandtschaft verbracht. Für die Kinder immer wieder ein großartiges Abenteuer. Beide Eheleute waren begeisterte Skitourengeher und erklimmen wöchentlich neue Gipfelkreuze. Er erzählt heute noch stolz von einem Erlebnis am Gipfel als ein weiterer Tourengeher zum anderen sagt: „Schau mal, das ist ja sogar eine Frau!“

Nach dem dritten Kind stand für sie fest, dass ihre eigenen Kinder einmal die bestmögliche schulische Bildung und vor allem die Möglichkeit wählen zu können erhalten sollten. Weil das natürlich auch einen finanziellen Aufwand bedeuten würde, begann sie wieder zu arbeiten. Dafür brauchte sie aber die Unterstützung ihres Ehemannes und die bekam sie auch. Für ihn hieß das nämlich, dass auch er sich verstärkt im Haushalt und bei den Kindern einbringen musste. Und an diesem Punkt begannen sich erneut alte Rollenbilder und

vorgefertigte Lebenswege zu verändern. Das Ehepaar tauschte mehrmals die Woche die klassischen Rollen. An den Tagen, wo sie arbeitete, wartete nun er auf die Kinder mit dem Mittagessen, schmierte die Pausenbrote, erledigte die Hausarbeit und half bei den Hausaufgaben. Anfang der 90er Jahre gab es noch nicht viele Väter dieser Art. Allgemein wurden Männer, die „Frauenarbeit“ erledigten, damals belächelt. Ihn interessierten solche Eitelkeiten nicht und zum Stammtisch, wo es lässig war, ein wenig abfällig über die „Weibsbilder“ daheim zu sprechen, ging er ohnehin nicht. Natürlich waren es die Dienstpläne im Pflegeberuf, die eine flexiblere Aufteilung möglich machten, doch es war auch er, der sich nicht zu schade war für die vermeintliche „Frauenarbeit“. Ganz im Gegenteil, er schätzte die Zeit mit den Kindern, und die wiederum freuten sich über das selbstgekochte Mittagessen des Papas. Nicht selten fragten die Schulkameraden mitleidig: „Was? Und ihr müsst das wirklich essen, was euer Papa kocht?!?“

Das perfekte Teamwork des Paares war die eine Seite der Medaille. Die andere war, dass die Mutter oft das schlechte Gewissen plagte. Gerade wenn mehrtägige Weiterbildungen anstanden, kannte sie das zerrissene Gefühl, gerade eigentlich woanders sein zu müssen, nur zu gut. Je älter die Kinder wurden, desto mehr förderten die Eltern die Individualität und die schulische Bildung dieser. Was speziell der Mutter selbst verwehrt blieb, sollten die Kinder selber, frei und aus allen Optionen wählen können. Und das taten sie auch und die Eltern unterstützen sie so gut sie konnten dabei. So wurde gemeinsam gelernt, Finanzierungspläne aufgestellt, um Stipendien angesucht oder Renovierungsarbeiten auf später verschoben, alles nur um den Kindern die Matura und ein Studium zu ermöglichen. Alle drei haben für sich das Beste aus dieser Förderung gemacht und profitieren heute in ganz unterschiedlichen Berufen und Lebenswegen davon.

Dieses Ehepaar zeigt, dass Bildung nicht immer vererbt sein muss. Mit Durchhaltevermögen und der Unterstützung ihres Mannes hat sie ihren Kindern eine freiere Zukunft geschaffen. Die Möglichkeit aus vielen Optionen selbst zu wählen und für sich das Beste herauszuholen. Eine Möglichkeit, die sie selbst in dieser Form nicht hatte, ihren eigenen Kindern dafür umso mehr gönnt.

Evelin Hemetzberger



Foto: Kharaim Pavlo / Shutterstock.com

Anna

Bitte Oma komm bald wieder, die Mama ist so böse mit mir

Ich hatte es mir mit einer Tasse Kaffee in der Küche gemütlich gemacht. Es stürmte und schneite, einer dieser Tage, an denen ich das Gefühl hatte, nicht vor die Türe zu wollen. Mein Blick wanderte durch die Küche und blieb schließlich hängen. „Mein Gott, das Fotoalbum hab ich auch nicht weggeräumt.“

Ich schlug es auf. Das Hochzeitsfoto meiner Eltern war auf der ersten Seite. Sie hatten 1940 geheiratet, da war ich ein Jahr alt. „Dass die Paare auf den alten Hochzeitsfotos irgendwie niemals richtig glücklich aussahen ... oder war es der Krieg, der sie nicht lächeln ließ?“, überlegte ich mir.

Meine Mutter Monika hatte schwarzes Haar, das sie zu einem Knoten aufgesteckt trug. Trotz ihrer Körperfülle war sie eine schöne Frau gewesen. Der Vater Franz war ein großer, stattlicher und schlanker Mann. Sie hatten geheiratet, als mein Vater Fronturlaub hatte und für ein paar Tage zu Hause war. Danach ging er wieder an die Front und meine Mutter musste alleine sehen, wie wir durchkamen. Wir wohnten damals in einer kleinen Wohnung. Unterstützt wurden wir von meinem Onkel Peter, der uns gratis die Milch gab. Außerdem half meine Mutter bei den Bauern in der Umgebung, das Heu einzuholen, um noch etwas Geld zu verdienen. Papa schickte uns immer die kleine Unterstützung, die die Männer an der Front für ihre Familien bekamen. Immer wenn wir beim Onkel Milch holten, gab es für mich ein Honigbrot. Die Mama hat mich einmal sehr geschimpft und gesagt, ich solle mich ordentlich dafür bedanken. Ich sprach ihr nach: „Vergelt's Gott, tausend moi in Himmi aufi!“

Im Jahr 1942 kam mein Vater für ein paar Tage nach Hause. Es wurde damals ein Foto aufgenommen. Aus dem stattlichen Bräutigam, den das Hochzeitsfoto von 1940 zeigte, war ein um Jahre gealterter, völlig abgemagerter Mann geworden. Seine Augen waren leer und ausdruckslos. 1942 wurde mein Vater noch einmal beurlaubt. Er schrieb meiner Mutter einen Brief und bat sie, sich doch in Wien zu treffen, da die Zeit zu knapp war, um nach Hause zu kommen. Meine Mutter fuhr nach Wien. Sie wurde zum zweiten Mal schwanger.

Meine Schwester Maria kam im Sommer 1943 auf die Welt. Um diese Zeit hat mir mein Vater ein Geschenk geschickt. Es war eine braune Schatulle, darauf stand: „Für mei liabs Dirndei – Grüße aus Krakau.“ Eines Tages, im Jahr 1945, hörten wir Schritte über die alte, knarrende Holzterrasse heraufkommen. Mama sah uns lächelnd an: „Mötzn hört, das ist der Papa!“ Als mein Vater in die Stube kam, haben sie sich lange umarmt. Für Maria war der Vater ein Fremder, sie hatte ihn noch nie gesehen und auch ich hatte ein mulmiges Gefühl. Ich hatte ihn anders in Erinnerung. Die Mutter musste dann gleich für ihn kochen. Der Vater war so empfindlich, dass meine Mutter fettfrei kochen musste, da er das Essen schlecht vertrug.

Um überleben zu können, half meine Mutter oft im Gasthaus ihrer Schwester aus und mein Vater arbeitete als Tagwerker bei den Bauern. **1945 zogen wir in eine Almhütte, die meine Eltern mieten konnten.** An die Hütte war ein Stall angeschlossen. Wir mussten die Kühe betreuen, dafür bekamen wir eine Kuh für uns selbst, damit wir Milch hatten. Die Alm war zwar größer als die Wohnung, aber groß genug war auch sie nicht. Wir schliefen alle in einem Zimmer. Unsere Betten waren aus Holzplatten zusammengeschrubt, hinein wurden Strohsäcke gelegt, über die ein Leintuch geworfen wurde. Am schönsten war es, wenn die Strohsäcke frisch gestopft waren, dann waren sie am wärmsten.

Unser Schulweg war ein Fußmarsch von einer halben Stunde und da hatten wir echt Glück, andere Kinder mussten noch viel weiter gehen. Das Problem allerdings waren die Winter. Die Hütte stand in einem lawinengefährlichen Gebiet. Ich erinnere mich noch an einen extrem schneereichen Winter. An diesem Abend holte meine Mutter die Heiligentafel von Johannes von Nepomuk. Wir mussten davor knien und beten, dass uns keine Lawine holt. Die Zeit in der Alm war nicht einfach. **Meine Mutter war unzufrieden und in meinen Augen oft unangemessen streng.** Meine Schwester wurde von ihr stets bevorzugt und auch liebevoller behandelt, da sie die Jüngere war. Dies fiel auch meiner Großmutter auf. Sie war eine liebe Frau, die mir oft über den Kopf strich. In ihrer Gegenwart fühlte ich mich geliebt. Oft, wenn meine Mutter wieder mit mir schimpfte, sagte meine Großmutter zu ihr: *„Tu schöner mit der Anni, vielleicht brauchst sie irgendwann noch!“*

Der Vater war uns immer irgendwie fremd geblieben. Er arbeitete und war wenig zu Hause. Ich war oft traurig und fühlte mich einsam und fremd in der Familie. Ich erinnere mich noch, als meine Mutter wieder einmal böse mit mir war und mich ausgeschimpft hat. Ich lief aus dem Haus zu dem großen Stein, von dem aus man auf das Lehen der Großeltern sehen konnte. Flehend sah ich hinauf und sagte leise: *„Bitte Oma, komm bald wieder einmal, die Mama ist so böse mit mir.“*

1951 hat Mutter von ihrem Bruder ihr Erbteil ausbezahlt bekommen. Sie kaufte ein Grundstück. Papa war nicht begeistert, er wollte lieber in eine Wohnung. Wie sehr ihm dieser Hausbau zuwider war, zeigte sich daran, dass er sich schlichtweg nicht beteiligte und so alles an meiner Mutter hängen blieb. Es wurde ein einfaches Haus gebaut. Ich war damals 12 Jahre alt und musste mithelfen. Damit der Mörtel angerührt werden konnte, pumpte ich Grundwasser und trug es in Eimern zur Baustelle. Es treibt mir heute noch die Tränen in die Augen, wenn ich nur daran denke, wie hart ich diese Arbeit damals empfand und wie unendlich schwer sie mir vorkam. Mutter stellte aus Kostengründen nur Tagwerker für die Baustelle an und diese auch nur, wenn sie sie bezahlen konnte.

1952 feierten meine Großeltern ihre goldene Hochzeit. Ich kann mich so gut daran erinnern, da wir nie in eine Wirtschaft kamen und das für mich etwas ganz Besonderes war.

Es gab Schnitzel und ich kam mir wie eine Königin vor, als die Kellnerin den Teller vor mich hinstellte. Die Ehe unserer Eltern hingegen wurde immer schlechter. Meine Mutter war dominant und mein Vater lethargisch.

Am 8. Dezember 1954 fegte ein Sturm über unser Dorf hinweg. Die Folge war katastrophal. Unser Dach wurde einfach davongeweht und der ganze Dachstuhl war kaputt. Mutter und ich waren bei ihrer Schwester zum Arbeiten, als der Dorfgendarm kam und uns die Hiobsbotschaft brachte. Der Schwager meiner Mutter wollte sofort mit uns fahren und helfen. Mir gibt es heute noch einen Stich, wenn ich an die Reaktion meiner Tante denke. Sie sagte nur: *„Du wirst da nicht reinfahren!“* Ich war entsetzt. Die Feuerwehr kam uns zu Hilfe und deckte das Haus ab. Der Schaden war enorm und die daraus entstandenen Kosten machten meiner Mutter große Sorgen. Sie holte sich Hilfe, ließ den Dachstuhl richten und das Dach decken. Damit sie das bezahlen konnte, vermietete sie jedes Zimmer in unserem Haus an Urlauber aus Deutschland. Die Leute im Dorf lachten oft darüber und sagten, dass das Haus bald aus allen Nähten platzen würde. Um noch mehr zu verdienen, fing meine Mutter an, für die Urlauber zu kochen. In dieser Zeit erzählte mir Mama das erste Mal von meiner Großmutter väterlicherseits. Diese war verwitwet und vor dem Krieg mit ihrem Freund Jakob nach Alaska gegangen. Sie wollten bei der Stollenarbeit viel Geld machen. Vermutlich suchten sie damals nach Gold. Sie verdienten auch viel dabei und legten es in Aktien an, dann wollten sie wieder nach Hause kommen. Doch die Aktien fielen und die beiden hatten nicht mehr das nötige Geld für die Heimreise. **Papa hat es der Oma immer übel genommen, dass sie einfach weg gegangen war.** Mama jedoch hatte Kontakt mit ihr und sie schrieben sich regelmäßig Briefe. Eines Tages kam der Briefträger und sagte zur Mutter: *„Monika, heute wirst du mir um den Hals fallen.“* Er gab ihr ein großes Paket, um das ein weißes Tuch gewickelt war. Das Tuch ist jetzt 65 Jahre alt und vergilbt, aber ich habe es immer noch. Die Oma hatte uns Reis, Zucker, Kaffee und Hauben für uns Kinder geschickt.

Mit 15 Jahren ging ich von zu Hause fort, um in einem Hotel als Köchin zu arbeiten. Ich hatte anfangs sehr Heimweh. Mit meinem ersten Geld habe ich den Eltern ein Radio gekauft. Meine Mutter stellte es in die Küche. Ich fing an, fleißig zu sparen, um mir einmal ein Auto leisten zu können. Eines Tages besuchte die Mutter mich und ich musste ihr mein ganzes gespartes Geld geben, damit sie die Schulden bei der Baufirma zahlen konnte. Als sie wieder fort war, konnte ich die Tränen nicht zurückhalten. Das Haus war zwar mittlerweile fertig, aber nicht schuldenfrei. Da hatte meine Mutter eine Idee für eine neuerliche Geldquelle. Sie fing an, bei den Bauern Schnaps in 10 l Korbflaschen zu kaufen, den sie mit ordentlichem Gewinn weiterverkaufte. Es erstaunte mich immer wieder, wie viel Geld sie damit gemacht hat. Ich bin Anna, geb. 1939.

Regina Winkler

Frauen lieben anders

Der verbotene Vater war trotzdem da

Geboren als erstes Kind eines Großbauern genoss sie eine für damals ungewohnt liebevolle Kindheit inmitten mehrerer Tanten, die ledig waren und auf dem Hof mitarbeiteten. Von ihnen hatte sie wohl das schützende Selbstvertrauen mitbekommen, denn sie bewunderten und lobten sie für alles, was sie schaffte und hatten Verständnis für ihre kleinen Sorgen. Ersatzmütter halt im besten Sinne, denn ihre eigene Mutter starb bereits im Kindbett der 3. Schwangerschaft.

Selber erst 6 Jahre alt, kümmerte die kleine Theres sich eifrig mit um das Baby und als ihr Vater wieder heiratete und jedes Jahr ein weiteres Kind in dem Stubenwagen lag, wuchs sie in diese Aufgabe hinein.

Ihren Vater, den sie nicht oft sah, liebte sie sehr. Er hatte Humor und hielt nicht viel von Strenge, war allerdings ein über das Dorf hinaus bekannter Frauenliebhaber. Eines Nachts, nach einem Erntedankfest, war er auf dem Nachhauseweg von einem eifersüchtigen Nebenbuhler überfallen worden. Mit einem Messer zwischen den Rippen hatte er sich bis vor die Scheune geschleppt und Theres war es, die ihn stöhnend an der Tenne fand. Mit ihren 11 Jahren viel zu schwach wollte sie ihn dennoch verzweifelt ins Haus ziehen, die Knechte waren noch im Wirtshaus, niemand hörte ihre Rufe; er starb in Kinderarmen. Seine letzten Worte an sie waren: „Mei, Dirnei, vagiss net! Du bist bsunders!“

Die folgenden Jahre wurden hart für Theres. Die dritte Ehefrau des Vaters (die zweite hatte einen Sturz vom Heuboden nicht überlebt) war zu seinem Todeszeitpunkt schwanger zu einem Buben. Dieser wurde nun zum Kronprinzen auf dem Hof erzogen. Im Dorf munkelte man, er sei sowieso das leibliche Kind des Großknechts, der bis dahin bereits unverzichtbar gewesen war auf dem großen Bauernhof. Und bald war er auch der neue Bauer und Ehemann der wenig trauernden Witwe. Für Theres hieß das, dass sie kaum Zeit für Schulbesuche in der Bürgerschule hatte, in die sie es spielend geschafft hatte, denn sie besaß einen wachen Geist. Stattdessen hieß es Arbeiten auf dem Feld, in der Küche, mit dem Ochsespann Milch ausliefern und dabei aufpassen, dass ihre Schwester und Halbgeschwister nicht an liebevoller Zuwendung und seelischer Unterstützung zu kurz kamen, denn von der Stiefmutter war nichts zu erwarten. Die verlangte viel und gab wenig. Theres sorgte für kleine Ausflüge in die kindliche Phantasiewelt, indem sie der vielköpfigen Kindercharade vorlas und Geschichten erzählte.



Die Dorfpfarre hatte inzwischen einen jungen Kooperator dazu bekommen, um die damals noch zahlreichen Schäflein der Gemeinde besser betreuen zu können. Er wurde zum Vertrauten der nun 18-jährigen Theres. Er versorgte sie mit Büchern und gab ihr seelischen Beistand, allerdings hatte er bald den Eindruck, dass eher sie ihm beistand mit all seinen vielen Zweifeln und Unsicherheiten. Ihre ruhige und trotz allem heitere Art zog ihn an. Wie sie es schaffte, dieses Leben als Magd auf dem eigentlich elterlichen Hof zu bewältigen ohne mürrisch und hart zu werden, das bewunderte er grenzenlos. Dazu kam ja, dass die Nachstellungen des einstigen Großknechts und jetzigen Hausherrn immer unverblümt wurden und Theres in den Augen der Stiefmutter die Verursacherin dieser Übergriffe war. So wurde nun auch sie, wie schon vorher ihre Tanten, des Hofes verwiesen. Sie fand Unterschlupf im Pfarrhaus, wo die betagte Köchin dringend Hilfe für ihren Drei-Männer-Haushalt gebrauchen konnte. Außerdem konnte sie die umsichtige und fröhliche Theres gut leiden, und sie war auch weitschichtig mit ihrem Vater verwandt gewesen.

Zwei Jahre lang ging alles gut, Theres versuchte mit Hilfe des Pfarrers ihre Geschwister nach und nach in den verschiedensten Posten unterzubringen – meistens kirchennah. Hauptsache war, sie aus dem Dunstkreis der Stiefmutter und deren Mann zu bringen. Der Kooperator und die Theres genossen die Nähe, die alle ihre Bemühungen um die Gemeinde so mit sich brachte. Das führte schließlich zu den zu erwartenden dramatischen Folgen ...

Er wurde ins Tiroler Oberland versetzt, Theres gebar ihr Kind allein mithilfe ihrer Tanten, die inzwischen gemeinsam wohnten und sich mit Heimarbeit etwas dazuverdienten.



Die Schmähungen der Dorfgemeinschaft ertrug Theres mit Würde. Ihr Kind war das Kind ihrer großen Liebe und da konnte nichts Falsches dran sein. Später verheimlichte sie auch ihrer Tochter nie ihre Herkunft und hielt immer Kontakt zu deren Vater in Tirol. Der schickte, sooft es ihm möglich war, Pakete mit Lebensmitteln an Theres und ihr Kind. Trotzdem musste sie rasch wieder eine Arbeit finden und fand sie in einem Hotel am Semmering. Durch ihre Tüchtigkeit und ungewöhnliche Selbstsicherheit, die sie ausstrahlte und nicht vor sich hertrug, gelang es ihr, den Hotelchef zu überzeugen. So wurde sie damals wohl die einzige Teilzeitarbeiterin weit und breit. Natürlich alles mit Handschlag ausgemacht und ohne Sicherheiten, was aber damals keine Besonderheit war. Sie konnte zwei Mal wöchentlich mit der Semmeringbahn heimfahren zu ihrem Kind, das bei den Tanten auf dem Land gut aufgehoben war. Anni, so hieß die Kleine, gelang es durch diese unerschütterliche Liebe ihrer Mutter zu dem „verbotenen“ Vater in Tirol, ein positives Männerbild aufzubauen. Nie hörte sie ein böses Wort über ihn.

Sie selbst heiratete kurz vor Ausbruch des 1. Weltkriegs einen jungen Offizier aus Wien. Er verwöhnte sie mit Worten, Taten musste sie selber setzen. Und das hatte sie von Theres, ihrer Mutter, gelernt. Nach dem Krieg ging er nur Gelegenheitsarbeiten nach, deren Ertrag er gern mit Freunden bei geselligen Gesangsabenden verbrauchte. Als Alleinunterhalter und Charmeur war er allseits gern gesehen. Besonders aber bei Anni, seiner Frau, die ihm 10 Kinder gebar. Er verwöhnte sie ein Leben lang weiter mit Liebe und Versprechungen, die er wohl sogar ernst meinte. Sie arbeitete bis zur Rente Vollzeit, die Kinder kamen unter der Woche in Pflege. An den Wochenenden fuhr man gemeinsam mit dem Rad an den Fluss, im Winter ging's mit geborgten Schlitten auf den Stadtberg.

Da war der Vater immer zu Hause und das ließ Anni alles andere ertragen. Nur einmal, so geht die Mär, habe sie einen Wutanfall bekommen. Da hatte sie ihn mit verschiedenen Wertgegenständen nach Kärnten geschickt, um diese dort zu versetzen und er war mit einer Puppe für die Kinder, einer riesigen Wurst als Ertrag und verdächtig glänzenden Augen heimgekommen. Da, so erzählte man, habe sie ihm die Wurst mehrmals um die Ohren geschlagen und er hatte mit Gehirnerschütterung zum Arzt gebracht werden müssen.

Als die Kinder aus dem Haus waren und sie in Rente, da war der Poidl ruhiger geworden, und schließlich wurde er gar so etwas wie ihr liebstes Kind. Die Enkel kamen gern zu ihnen auf Besuch, in ihr kleines Häuschen am Bach. Zum phantasiebegabten Opa und der emsigen Oma, die immer nach Strudel roch und langsam schrullig wurde. Sie spielten viel Mensch Ärgere dich nicht und auch einen Fernseher gab's schon. Wenn der Nachrichtensprecher auf dem Bildschirm erschien, um die Zeit, als Anni sich fürs Bettgehen anschickte, warf sie eine Decke über das Gerät „Des mog i net, wenn der oan zuaschaut!“ Ob der Leopold sie wohl jemals unbekleidet gesehen hatte? Trotz der zehn Kinder?

Für die zahlreichen Enkel war die Anni Oma immer ein Vorbild mit ihrer offensichtlichen Zuneigung zu ihrem Poidl nach so vielen Jahren! Nach so viel abverlangtem Durchhaltevermögen. Ja, die Anni war stark.

Nur einmal wurde sie schwach, als der Poidl Opa starb. Das dauerte dann zwölf Jahre bis zu ihrem eigenen Tod an.

Elisabeth Ebner

Lieber *keinen* Mann,

als *so einen*

Gerda saß an dem reich gedeckten Küchentisch. Es gab Saft, Kaffee und eine Torte, die ihre Enkelkinder für ihre Mutter, also Gerdas Tochter, gebacken hatten. Eine große 50 aus weißer Sprühsahne zierte die dunkle, verlockend aussehende Sachertorte.

„**B**las die Kerzen aus, Mama!“
„Nein, mach zuerst die Geschenke auf!“
„Es sind doch noch gar nicht alle da. Kommt Ilse auch noch, Mama?“

Alle redeten durcheinander. Gerda konnte den vielen Gesprächen, die wie Pistolenschüsse durch den kleinen Raum feuerten, kaum folgen. Es war ihr egal. Sie lehnte sich zufrieden zurück und beobachtete ihre Tochter. 50 Jahre. Mein Gott, dachte sie, wo ist bloß die Zeit hin. Sie erinnerte sich noch ganz genau, als sie damals vom Frauenarzt direkt zu ihrem damaligen Freund ging und ihm erzählte, dass sie schwanger war.

„Also, ich sag dir das gleich. Ich kann mich um kein Kind kümmern. Das musst du alleine hinbekommen, ich schaff das nicht.“

Es war ein Schock, aber so richtig überrascht hatte es sie auch wieder nicht. Von ihm brauchte sie also nichts erwarten, sie würde es wohl mal wieder alleine hinbekommen müssen.

„Weißt du was, du hast Recht. Du weißt, wo du uns findest, falls du jemals Kontakt zu deinem Kind haben willst.“

Wollte er nicht. Sie stürmte damals mit diesen Worten aus der Tür und sah Karl lange Zeit nicht mehr. Lieber keinen, als so einen. *Als sie die kleine Theresa zur Welt brachte, war sie allein.* Es war Ende der 60er Jahre und sie stammte aus einem kleinen Dorf im Lungau. Scheidungen oder ledige Kinder gab es damals nicht, zumindest nicht offiziell. In ihrem Bergdorf war sie eine der Ersten, die mit einem Kind ohne Vater daherkam. Als sie mit der kleinen Theresa im Kinderwagen über den Dorfplatz zu ihrer Schwester ging, meinte sie, die Blicke der Nachbarn würden sie durchbohren. Sie lief so schnell sie konnte. Niemand sagte etwas zu ihr, keiner grüßte sie. Gerda hörte nur ein paar Männer irgendetwas miteinander murmeln. Sie atmete tief durch und klopfte an die Tür. Ihre Schwester öffnete und fiel ihr um den Hals.

„Wo ist denn die kleine Theresa? Ja, so ein Sonnenschein! Bist du endlich da, wir haben schon so auf dich gewartet!“ Gerda schossen vor Erleichterung die Tränen in die Augen. Dann kam auch ihre Mutter zur Haustür.

„Wo hast denn das Hascherl? Mei, wenn sich der Vater net daschossen hätt, ich wett’, er hätt a Freude mit der Kleinen. Er war zwar ein Säufer, aber einer mit großem Herz. Leider hat mir das beim Arbeiten am Hof und im Steilhang auch net g’holfen. Und euch Kinder zum Essen aufn Tisch hat’s auch nix bracht, alles versoffen hat er, der Lump. Naja, vielleicht is eh gscheiter, dass er... *Und ihr da drüben, schaut's net so deppat, is nix besonderes, nur a Kind!*“

Gerda war unendlich dankbar, dass sich ihre Schwester und ihre Mutter um Theresa kümmerten, während sie in der Stadt arbeitete. Nur am Wochenende konnte sie die Kleine zu sich holen. Das schlechte Gewissen, ihrem Kind keine „normale“ Familie bieten zu können, plagte sie permanent. Und ohne den Zusammenhalt der Frauen wäre alles noch schwerer gewesen. Sie arbeitete viel, sie hatte eine Eigentumswohnung in Salzburg gekauft und die musste abbezahlt werden. Auch das war nicht einfach, sie hätte den Kredit beinahe nicht bekommen. Auf der Bank musste sie ganz genau erklären, was mit Theresas Vater war, warum sie als Frau alleine eine Wohnung kaufen wollte und wie es mit Sicherheiten aussehen würde. Ob sie denn nicht wieder heiraten wollte und dann ohnehin versorgt wäre? Aber Gerda hatte schon sehr früh gelernt, dass man sich besser selber versorgte. Sie wollte nicht abhängig sein von einem Säufer, wie der Vater war, oder einen Hallodri wie den Kindsvater durchfüttern müssen. Nein, nein. Da war der Hermann, den sie jetzt kennengelernt hatte, schon besser. Er war zwar verheiratet, doch seine Frau wollte eine offene Beziehung. Und so trafen sie sich seit ein paar Monaten. Hauptsache er stellte keine Forderungen. Dass er immer ein bisschen eifersüchtig war, wenn Theresa bei ihr war, damit konnte sie leben. Sobald ihre Tochter den Raum betrat, gab es einfach nichts Wichtigeres. Da hatten alle und jeder Pause, auch Hermann. Schließlich war Theresa die ganze Woche, teilweise sogar mehrere Wochen im Mädcheninternat und Gerda vermisste sie sehr.

Es war schon ein eigenartiges Leben, auf das Gerda zurückblicken konnte. Sie erinnerte sich an Ausflüge zum See und Urlaube mit dem Wohnwagen mit Hermanns Familie. Sie waren quasi eine Patchworkfamilie, obwohl es den Ausdruck



Foto: Joseph Sohm / Shutterstock

damals noch gar nicht gab. Hermann und sie, Hermanns Frau mit ihrer Langzeit-Affäre, Theresa und Hermanns Kinder. Wann immer die Situation es erforderte, dass sie diese ungewöhnliche Konstellation erklärten, ernteten sie zuerst verwirrte und dann vorsichtige Blicke. Meistens schnappten die Frauen dann ihre Kinder und Ehemänner und hauten aus fadenscheinigen Gründen ab. Es könnte ja ansteckend sein, so g'schlamperte Hippie-Verhältnisse. Darüber konnte Gerda lachen. Es war ihr Leben und sie war zufrieden damit. Und stolz, dass sie alles so meisterte. 15 Jahre war er jetzt schon unter der Erde, der Hermann. Ein richtiger Vaterersatz war er der Theresa nie gewesen. Gerdas Schwester, Mutter und Freundinnen waren das schon eher. Auch ihre Freundinnen waren alleinstehende Frauen, die ihr Leben selbst bestritten und keine Kompromisse eingehen mussten. Sie verreisten miteinander, gingen ganztags arbeiten und taten, wonach ihnen der Sinn stand. Kinder hatten sie alle nicht. Dafür halfen sie bei Theresa, wann immer es notwendig war. Auf sie war Verlass, mehr als auf den Kindsvater, der sich nie meldete, keine Alimente zahlte und nie versuchte, seine Tochter kennenzulernen. Gerda und ihre Freundinnen registrierten im Alltag die Blicke der perfekt gestylten Ehefrauen auf den Beifahrersitzen der VW Polos sehr wohl. War es Mitleid oder Neid? Neid auf das eigenständige Leben oder Mitleid, weil sie alleinerziehend und ihre Freundinnen kinderlos waren? Wie einsam und mühsam ein solches Leben manchmal war, konnten andere ohnehin nur erahnen. Immer alles alleine machen und entscheiden zu müssen. Da werden Arztbesuche, eine Grippe oder Probleme in der Schule zu scheinbar unüberwindbaren Hürden. Und schließlich fragte auch Theresa hin und wieder, wo eigentlich ihr Papa war ... Aber Gerda schaffte das alles irgendwie und konnte auf ein buntes, nicht immer einfaches, aber zumindest selbstbestimmtes Leben zurückblicken.

Nach Hermanns Tod hatte Gerda keine Beziehung mehr. Ihre Aufgabe waren die Enkelkinder. Sie kümmerte sich um Therasas Kinder wie um ihre eigenen. Sie wollte die Zeit, die sie Theresa nicht geben konnte, zumindest bei den Enkelkindern nachholen.

„Mama, was ist? Du schaust so nachdenklich?“
 „Es ist alles in Ordnung. Habe ich dir eigentlich schon mal gesagt, dass du eine wunderbare, starke Frau geworden bist?“
 „Ja, das hast du mir schon oft gesagt, Mama. Aber das ist auch kein Wunder, ich hatte ein wunderbares, starkes Vorbild.“

Das stimmte wohl, dachte Gerda. Sie würde vermutlich alles nochmal genau gleichmachen, oder doch nicht? Im Moment wünschte sie nur, Theresa würde bald wieder einen langfristigen Partner finden. Die Beziehung mit dem verheirateten Mann neben ihr hatte keine Zukunft. Er würde seine Frau niemals für Theresa verlassen. Das sah sie in seinen Augen. Sie war sich so sicher, weil sein Blick sie an ihren eigenen erinnerte, als Hermann sich von seiner Frau scheiden lassen wollte. Sie sagte ihm damals, dass dafür keine Notwendigkeit bestünde, es ging doch auch so recht gut. In Wirklichkeit wollte sie einfach niemanden für sich alleine. Jemanden zu haben bedeutet auch, sich selbst zu geben. Und dazu war sie nie bereit. Sie hoffte, dass Theresa den Weg aus dieser aussichtslosen Beziehung finden und bald wieder eine beständige, normale Partnerschaft haben würde. Sie freute sich auf den Tag, an dem es so weit sein würde. Und bis dahin hielt sie einfach den festen Zusammenhalt und die Solidarität unter Frauen, die sie ihr Leben lang begleitet hatten, so gut es ging aufrecht.

Evelin Hemetzberger

Tausche **Gesundheit** gegen **Schönheit**

Ich betrachte meinen Körper und stelle mir wie von selbst die Frage: Bin ich seit den letzten Tagen dünner, fester oder runder geworden? Denn niemals wäre mir bis jetzt der Gedanke gekommen, mich davorzustellen und zu fragen: Sehe ich eigentlich gesund aus?

Alles für die Schönheit

Ich bin zwar erst 22 Jahre alt, kenne aber seit meinem 15. Lebensjahr in etwa zehn Mädchen/Frauen, die ein gestörtes Verhältnis zum Essen haben/hatten, wobei vier davon an Magersucht oder Bulimie erkrankt sind. Mit dreizehn Jahren haben wir das erste Mal „Germany’s Next Topmodel“ in der Schule nachgespielt – dass die Dicken nicht mitspielen war eh klar, schon mal jemand Korpulentes bei Heidi Klum gesehen? Jedes Mal, wenn es in meinem Freundeskreis darum geht, wie man isst, sitze ich zuhause und frage mich, warum können wir nicht einfach essen, wenn wir hungrig sind? Warum können wir unsere Gesundheit nicht schätzen, warum ist es so verdammt wichtig, schön und schlank zu sein? So sehr, dass man sogar dafür bereit wäre, zu sterben? Denn das ist bereits Realität. Vom Standard wurde 2011 ein Artikel zu einer britischen Studie veröffentlicht, die zeigt, dass zehn Prozent der befragten Frauen bereit wären, zwei bis fünf Jahre ihres Lebens zu opfern, um ihr Idealgewicht zu bekommen.

Einige Antworten auf meine Fragen finde ich bei der Australierin Taryn Brumfitt, die 2016 den Film „Embrace – Du bist schön“ veröffentlichte. Darin geht sie der Frage nach, warum mehr als 90 % der Frauen weltweit mit ihrer Figur unzufrieden sind. Dass sie sich selbst mit dieser Frage konfrontiert, kam nach ihrer dritten erfolgreichen Schwangerschaft, nach der sie sich nicht mehr im Spiegel ansehen konnte und beschloss, sich einer Schönheits-OP zu unterziehen. Als sie aber an einem Tag ihrer kleinen Tochter beim Spielen zusah, schien es „Klick“ bei ihr zu machen – denn ihre Tochter war, ist und

würde auch immer perfekt sein, ganz egal, wie sie aussieht. Aber wie könnte sie ihr dieses Bild vermitteln, wenn sie sich selbst einer Schönheitsoperation unterziehen würde? Daher versuchte sie, auf natürlichem Weg abzunehmen und trainierte auf einen Schönheitswettbewerb hin, um einen Ansporn zu haben. Sie verbrachte Unmengen an Zeit im Fitnessstudio, achtete auf ihre Ernährung und als sie schließlich am Wettbewerb teilnahm, wurde ihr bewusst, dass sie immer noch nicht zufrieden war. Und als sie den Gesprächen in den Umkleiden lauschte, musste sie mitanhören, dass selbst die schlanken, trainierten Frauen alle nur über ihren „fehlerhaften“ Körper sprachen. Taryn verzichtete daher auf den Fitnesswahn – ihr war es die Zeit einfach nicht wert, die sie stattdessen mit ihrer Familie verbringen könnte. Sie nahm wieder zu und postete schließlich auf Facebook ein Foto, welches die sozialen Medien sprengte. Es war ein „Vorher – Nachher“-Foto, allerdings war sie „Vorher“ schlank und „Nachher“ korpulent. Obwohl Taryn für diese Aktion unterstützt und gefeiert wurde, ließen hässliche Kommentare wie, dass sie einfach zu faul sei, um abzunehmen und dass sie körperlich einfach grässlich anzusehen wäre, nicht lange auf sich warten. Und das obwohl Taryn nach wie vor Marathon läuft.

In ihrer Dokumentation trifft sich Taryn mit den unterschiedlichsten Frauen, um herauszufinden, woher die Unzufriedenheit kommt. Schnell ist ein Übeltäter gefunden: So seien die Medien die Hauptursache. In mancher Hinsicht sicherlich nicht falsch. Denn so wird im Interview mit der Redaktionsleiterin eines Frauenmagazins deutlich, dass manche Kleidungsgeschäfte zwar „Übergrößen“ besitzen, aber nicht



Foto: MinDof / Shutterstock.com

Tricks und Täuschen

wollen, dass „Übergrößen“-Models damit auf dem Cover abgebildet werden. Da die Redaktionsleiterin aber stets bemüht darum ist, so viele vielseitige Frauen wie möglich abzubilden, versuchte sie dennoch Kleidung zu organisieren – jedoch wollten weder der Fotograf noch die Visagistin namentlich genannt werden. Dann kommt noch die Werbung hinzu, mit den leeren Versprechungen von Diäten, „schlankmachendem“ Essen, usw. Die Schaufensterpuppen tragen fast alle Größe 34 – was natürlich einschüchtert und enttäuscht, wenn man das Kleidungsstück dann selbst probiert und feststellen muss, dass es an der leblosen Puppe ganz anders aussieht.

Dass noch mehr dahinterstecken muss als die Medien selbst, zeigt sich bei einem Interview mit einer Ärztin, die erklärt, dass sich in unserer Gesellschaft das Bild verankert hat, dass Fettleibigkeit automatisch mit Faulheit/Krankheit und Schlankheit mit Selbstdisziplin/Gesundheit verbunden werden. Dabei gibt es genügend dicke Menschen, die gesünder leben als so manche schlanke Menschen, haben allerdings andere Maße, weil sie körperlich so veranlagt sein können. Auffällig wird dieses Gesellschaftsbild unter anderem dabei, wie mit kleinen Kindern gesprochen wird. Eine Psychologin erwähnt, dass Mädchen eher dafür gelobt werden, hübsch und schlank zu sein, anstatt für Klugheit oder Freundlichkeit. Auch wenn von Süßigkeiten abgeraten wird, hört man eher den Satz „Iss nicht zu viel Schokolade, sonst wirst du dick“, als „Iss nicht zu viel Schokolade, das ist ungesund“. Dass Schönheitsideale in unserer Gesellschaft verankert sind,

zeigt ein kurzer Abschnitt, der in etwa 80 Jahre zurückgeht. Frauen wurden schon immer von irgendeinem (lächerlichen) Schönheitsideal geplagt – es gab immer irgendeinen Schönheitstrend, der zum Trend wurde, weil er körperlich nicht zu erreichen war. Es wechselt der Umfang von Busen und Po, manchmal mit, manchmal ohne Taille, dann lieber mit muskulösem Bauch, usw., jedoch haben sie alle gemeinsam, dass stets derselbe Eindruck entsteht: Frau ist niemals gut genug.

Taryn Brumfitt hat mich mit ihrer Dokumentation sehr berührt, denn wenn ich heute in den Spiegel blicke oder mir überlege, ob ich wirklich die ganze Tafel Schokolade essen soll, höre ich in erster Linie nur noch auf meinen Bauch. Ich betrachte meinen Körper und bewundere ihn dafür, dass ich mit ihm hervorragend tanzen, springen und laufen kann. Und ich bemühe mich, dieses Gefühl von Taryn zu halten, denn alles, was ich dann im Spiegel sehe, ist pure Dankbarkeit dafür, gesund und lebendig zu sein. Denn mein Körper bemüht sich nicht nur, mich am Leben zu erhalten, sondern er ist auch die Verbildlichung dessen, was ich erlebt habe und erlebe. Taryns Nachricht war mehr als klar: Wir sind alle schön. Wir müssen uns nur trauen, uns zu entfalten. Wir müssen uns nur trauen, uns schön zu finden. Und wir müssen uns vor allem trauen, Gesundheit und Glück wichtiger als das gerade aktuelle Schönheitsideal zu finden.

Wir
sind alle
schön

Sara Gerner

Sie sind einfach da

Sie sind einfach da – halten Hände, sprechen mit Ihren unheilbar kranken Patienten und sorgen dafür, dass diese in Würde und Frieden die Welt verlassen können.

frauen.kom: Frau Stefan, wie lange arbeiten Sie schon ehrenamtlich im Hospiz Raphael? Genau ein Jahr. Bis zur Adoption unserer Tochter habe ich als Krankenschwester auf einer internen Station gearbeitet. Als unsere Tochter aus dem Haus war, habe ich die Hospizausbildung begonnen und nach meinem Praktikum hier gleich als ehrenamtliche Mitarbeiterin angefangen.

Das Raphael Hospiz verfügt über 10 Betten, wovon 8 ständig belegt sind und 2 für Notfälle freigehalten werden.

frauen.kom: Wie viele Dienste machen Sie im Monat? Ich mache etwa 8 bis 10 Dienste im Monat, die jeweils ca. 4 und 8 Stunden dauern. Grundsätzlich steht es aber jedem Ehrenamtlichen frei, das Zeitausmaß selbst zu bestimmen. Sechs Ehrenamtliche von uns sind auch abrufbar, wenn z.B. Sitzwachen notwendig sind.

frauen.kom: Was sind die eigentlichen Aufgaben der ehrenamtlichen Mitarbeiter? Pflegend dürfen wir selbständig nichts machen, wir arbeiten unterstützend. Wir servieren das Essen und die Getränke, bei Notwendigkeit helfen wir bei der Einnahme der Mahlzeiten. Wir versuchen die Wünsche unserer Patienten zu erfüllen. Dazu gehören Einkäufe, Spaziergänge und Ausflüge, soweit es noch möglich ist. Es wird vorgelesen, gemalt, oder Spiele gespielt, ganz individuell. Wir schauen auch auf das Haus, versorgen die Blumen, und versuchen eine nette Atmosphäre zu schaffen.

Ich will Menschen beistehen und ihren Weg, den sie vor sich haben, gangbarer und leichter machen!

frauen.kom: Was waren Ihre Beweggründe hier im Hospiz zu helfen? Ich war mit Leib und Seele auf einer internen Station Krankenschwester. Meine beste Freundin ist vor ein paar Jahren verstorben, das hat sicher auch dazu beigetragen. Zum Haus habe ich auch eine spezielle Verbindung, da ich früher auch immer für die Barmherzigen Brüder tätig war.

frauen.kom: War soziales Engagement in Ihrer eigenen Familie auch Thema? Ich glaube, wir haben das in den Genen. In meiner Familie – ich habe noch sechs Geschwister, sind wir zu viert in der Krankenpflege tätig. Eine weitere Schwester ist Sozialarbeiterin, und eine andere ist Kindergärtnerin. Als Kind habe ich meinen Vater sozial sehr engagiert erlebt, wie er etwa um fünf Uhr in der Früh vor seinem Arbeitsbeginn zur Nachbarin ging und ihr den Ofen anheizte, weil sie selbst dazu nicht mehr in der Lage war.

Wir sind wirklich im Minus, es ist immer zu wenig, deshalb sind wir so sehr auf Spenden angewiesen.

frauen.kom: Wie finanziert sich das Hospiz? Was soll ich sagen, man sieht es eh, es ist ein altes Haus. Die Fassade wurde mit Spenden erneuert, aber im Innenbereich sieht man, dass die Böden und die Einrichtung sehr alt sind. Die Betten sind ebenfalls in die Jahre gekommen, und die Spezialmatratzen, welche die meisten der Patienten brauchen, sind auch sehr teuer. Wir brauchen dringend Hilfe und Spenden. Die laufenden Kosten sind deutlich höher als die Einnahmen und können durch die Patientenbeiträge bei weitem nicht abgedeckt werden. Für die Differenz muss der Orden aufkommen.

frauen.kom: Kann man sich so abgrenzen, dass es für einen selbst nicht belastend wird? Es geht nicht jedem gleich. Wir haben einmal im Monat eine Supervision, das ist sehr hilfreich, da wir uns in der Gruppe austauschen können und zugleich eine professionelle Hilfe bekommen. Ich nehme die Sorgen und Nöte unserer Patienten insofern mit nach Hause, da ich für sie bete. Ich weiß ja nie, wenn ich wiederkomme, ob ich den Patienten dann noch lebend sehe. Ich lege ihr Leiden und Sterben in Gottes Hände.

Bei uns wird ganz offen geredet und jeder weiß, was das Hospiz bedeutet.

frauen.kom: Wie steht ihre eigene Familie zu Ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit? Mein Mann ist noch berufstätig, deshalb merkt er oft gar nicht, dass ich weg bin. Er weiß, dass ich diese Arbeit gerne mache und hat Verständnis dafür. Meine Tochter ist selbst vor wenigen Monaten Mutter geworden und daher auch sehr beschäftigt. Das Enkelkind ist oft bei uns, also habe ich zu Hause den Anfang des Lebens und hier das Ende.

frauen.kom: Wie wird man ehrenamtlicher Mitarbeiter, was ist dazu notwendig? Von der Hospizbewegung, der Caritas und dem Land Salzburg wird im Bildungszentrum St. Virgil ein Einführungsseminar angeboten. Da geht es um Trauerarbeit und Sterbebegleitung – das kann jeder machen. Wer das ehrenamtlich machen möchte, wird danach zu einem Gruppen- und zu einem Einzelgespräch eingeladen. Eine Kommission entscheidet, wer zu dieser Ausbildung zugelassen wird. Die Ausbildung dauert ca. ein dreiviertel Jahr eingeteilt in Modulen, die sich in Psychologie, Kommunikation, Psychohygiene und Spiritualität aufteilen. Nach 40 Stunden Pflegepraktikum und 40 Stunden Hospizpraktikum erhält man das Zertifikat.



Foto: Regina Winkler

Frau Maria Theresia Stefan (62) ist eine von 23 ehrenamtlichen Mitarbeitern des Raphael Hospiz in Salzburg.

frauen.kom: *Wie hoch sind die Kosten dieser Ausbildung, wer trägt sie?* Die Seminarkosten belaufen sich auf ungefähr 800,- Euro. Dazu kommen dann noch Nächtigung und Essen. Die Seminarkosten werden zu je 1/3 erstattet, wenn man 150 Stunden im Hospiz gearbeitet hat. Nach 450 Stunden Hospizarbeit hat man die Seminarkosten wieder vergütet. Bei mir im Kurs waren auch Kollegen aus Pflegeberufen, die das als Weiterbildung bezahlt bekommen.

frauen.kom: *Wie zeitintensiv ist die Arbeit hier im Hospiz?* Die Kollegen/innen hier sind größtenteils Pensionist/innen. Ehrenamtliche die noch im Berufsleben stehen, machen vielleicht einmal im Monat Dienst – man kann sich das ja aussuchen, jeder schreibt sich in den Dienstplan nach seinen Möglichkeiten ein. Ich wohne hier ganz in der Nähe, insofern bin ich sehr flexibel und man kann mich auch mal schnell anrufen, wenn Bedarf ist, das ist aber eher die Ausnahme.

frauen.kom: *Gibt es genug ehrenamtlichen Nachwuchs?* Bei uns im Haus meistens ja – wir hatten momentan sogar einen Aufnahmestopp, weil wir in den Ferien viele Schüler, Studenten und Praktikanten haben, aber danach gibt es schon wieder Zeiten, wo wir mehr gebraucht werden. Manche Eh-

renamtliche nehmen sich auch Auszeiten, deshalb brauchen wir schon immer wieder neue Mitarbeiter.

frauen.kom: *Wie lange im Durchschnitt wird die Hospizarbeit freiwillig gemacht?* Das ist sehr unterschiedlich, manche machen es nur ein oder zwei Jahre, andere sind schon acht Jahre da, aber das sind die längsten. Oft ändert sich auch die familiäre Situation, dass jemand im eigenen Familienkreis erkrankt und man dann nicht mehr abkömmlich ist.

frauen.kom: *Stehen Menschen in der heutigen Zeit noch füreinander ein, oder sind wir unsensibler für das Leid anderer geworden?* Es ist unterschiedlich. Hier im Haus würde ich schon sagen, ist die Anteilnahme groß, doch rundherum habe ich immer wieder auch meine Bedenken. Vielleicht fehlt in der heutigen Zeit da und dort die Sensibilität sich in die Nöte anderer hineinzudenken, weil man zu sehr mit sich selbst beschäftigt ist.

frauen.kom: *Was wäre Ihr ganz persönlicher Wunsch?* Ich habe keine großen Wünsche, ich bin zufrieden, wie es ist und dankbar, hier diesen Dienst leisten zu dürfen.

Regina Winkler

Links zum Thema:

<https://www.barmherzige-brueder.at/pages/raphaelhospizsalzburg/kontakt/email/article/31324.html>

Spendenkonto: Raiffeisen Landesbank Oberösterreich, BIC RZOOAT2L, IBAN AT51 3400 0001 0017 0571
Die Absetzbarkeit Ihrer Spende gemäß § 4a Abs. 1 Einkommenssteuergesetz ist möglich.



Die eigene Heldin in sich finden...

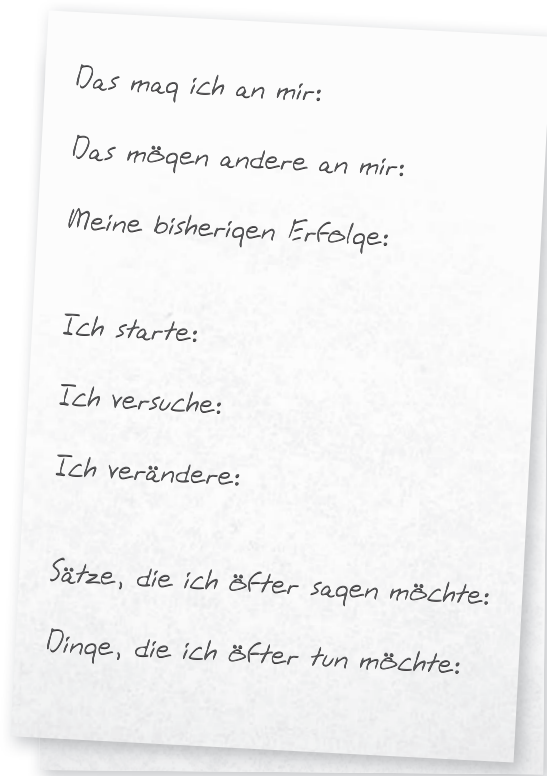
Eine kleine Gebrauchsanweisung

„Sei du selbst die Veränderung, die du dir wünschst für diese Welt.“ Wie viel Wahres in diesem Satz von Mahatma Gandhi steckt, zeigen die vielen unterschiedlichen Geschichten in dieser Ausgabe. Um eine Heldin zu sein, braucht man weder Superkräfte noch Geld oder Macht. Oft sind es die kleinen Dinge des Alltags, die man selbst beeinflussen kann, die jemanden zur Alltagsheldin machen. So individuell wie jeder Mensch ist, so verschieden sind auch die Wege zur eigenen Selbstverwirklichung. Wir haben hier ein paar Möglichkeiten und Anregungen für Sie zusammengestellt, wie Sie Ihr eigenes Leben bereichern können und Ihrer eigenen Heldin vielleicht näher kommen.

Ist-Stand

Wo sind Sie gerade und wo möchten Sie hin? Notieren Sie drei Erfolge und drei gute Eigenschaften von sich selbst und drei Eigenschaften oder Dinge, die Sie ablegen oder verändern möchten. Formulieren Sie ganz konkret, wo die Reise hingehen soll. Je klarer ein Ziel gesteckt ist, desto leichter ist es plan- und überprüfbar.

Diese Liste kann Ihnen helfen:



Dankbarkeit

Überlegen Sie, wofür Sie heute dankbar sind. Für einen sonnigen Tag am See, eine leere Schipiste, die Sie im Winter runterwedeln oder ein fremder Hund, der Sie beim Spazieren gehen freundlich begrüßt. Rufen Sie jemanden an, um ihm zu sagen, wofür Sie ihm dankbar sind.

Bewusst erleben

Schreiben Sie am Abend eine Liste, was Sie heute Schönes erlebt haben. Eine lustige Geschichte in der Kantine, ein Kompliment, warme Sonnenstrahlen auf der Haut. Die Welt ist voller wunderbarer Erlebnisse, man muss sie sich nur bewusst machen.

Perspektivwechsel

Sie müssen laufen, weil Sie den Bus verpasst haben? Super – Sie haben zwei gesunde Beine. Ihre Kinder rauben Ihnen alle Kraft und Sie fühlen sich oft überfordert? Was für ein Glück, dass Sie schwanger werden konnten.

Der Chef zitiert Sie zum Rapport, weil Sie einen Fehler gemacht haben? Gratuliere, Ihr Chef möchte, dass Sie sich weiterentwickeln und hat Sie nicht aufgegeben. Obendrauf gehören Sie zu den Glücklichen, die arbeiten können und dürfen.

Zugegeben, es ist nicht immer leicht, aber versuchen Sie in allem Negativen auch das Positive zu sehen. Und wenn gar nichts mehr hilft, gibt es immer noch die „Was soll’s-Haltung“ 😊.

Etwas Uneigennütziges tun

Machen Sie etwas für jemand anderen ohne eigenen Vorteil. Einen Einkauf für die ältere Nachbarin, die Nichte einen Nachmittag betreuen, damit die Eltern „sturmfrei“ haben, für einen Freund kochen oder einem Bettler ein Stück Obst schenken. Und rufen Sie jemanden an, um ihm zu sagen, wie viel er Ihnen bedeutet. Mit selbstlosen Taten beschenkt man sich selbst fast am meisten.

Sich seinen Ängsten stellen

Jeder hat vor irgendetwas Angst. Schreiben Sie Ihre Ängste und Sorgen auf und versuchen Sie jede Woche oder jeden Monat etwas zu machen, vor dem Sie Angst haben oder das Ihnen unangenehm ist. Das Glücksgefühl danach wird enorm sein.

Das Unbekannte erforschen

Reden Sie mit einem Fremden. Machen Sie eine Reise alleine. Melden Sie sich zu einem Kurs an. Egal was, lassen Sie sich auf neue Erfahrungen ein, es bereichert unheimlich.

Lieber scheitern, als nicht versuchen

„Es gibt viel mehr Menschen, die kapitulieren, als jene, die scheitern“, sagte einst schon Henry Ford. Mit der richtigen Motivation und einer Portion Ehrgeiz, ist (nahezu) alles möglich. Werden Sie zur „Ist mir egal, ich mach das jetzt“-Person.

Ist-Stand neu:

Wer und wo sind Sie jetzt? Welche Ziele haben Sie erreicht, welche (noch) nicht? Dranbleiben und weitermachen heißt es. Denn bekanntlich ist das Leben ein Prozess, dessen einzige Konstante die Veränderung ist.

Dieser Text versteht sich ohne Gewähr. Er soll nur einen Weg von vielen zeigen, wie es vielleicht klappen kann, sich selbst oder etwas in der Welt zu verändern. Ein Rezept dafür gibt es nicht. Die einen lieben solche Listen und Anleitungen, die anderen hassen sie und halten es für völligen Schwachsinn. Letztendlich liegt es wie immer an und in einem selbst, das Beste aus dem Leben zu machen und den eigenen Weg zu finden.

Evelin Hemetzberger

Ein Leben ohne

Life Coaching

Meine Urgroßmutter in der Bürgerkriegszeit

Nein, sie waren alles andere als wohlhabend. Sie waren die typischen Vertreter der Arbeiterklasse. Vielleicht noch einen Hauch über den anderen im Gemeindebau, denn immerhin war der Urgroßvater Eisenbahner. Folglich waren sie wenigstens zeitweise in der Lage, ihre sieben Kinder durchzufüttern.

Je ärmer desto mehr Kinder, schien die Devise dieser Tage zu sein. Mir wurde von ihrer Tochter, also meiner Großmutter, von neun bis zwölf Kindern pro Familie berichtet. Das sei eher die Norm gewesen. Die darauf vom Zaun gebrochene Diskussion, warum denn die, die ohnehin schon wenig hatten, ständige um eine Vergrößerung der Familien sorgten, verlief im Nichts. Das Argument, es sei damals eine ganz andere Zeit gewesen und das verstehe ich ohnehin nicht, war für mich unbefriedigend. Die Art und Weise wie der Kindersegen zu Stande kam, war klar. Die Frage war nur, wussten sie wirklich nichts anderes zu tun als ständig an einer Familienerweiterung zu arbeiten, obwohl die Not schon offensichtlich war? Wäre es nicht sinnvoller gewesen zuerst die vorhandenen Kinder mit Nahrung, Kleidung und eigenen Betten zu versorgen?

Ich war damals 15 Jahre alt, also im besten Alter, um mit meiner Großmutter derlei Dinge zu besprechen! Es entstand eine peinliche Pause. Ich war zu weit gegangen, oder hatte ich an einem Geheimnis gerüttelt? Großmutter winkte gütig ab, ich würde das sowieso nie verstehen können. Es war einfach

so wie es war. Außerdem sei ihre Mutter eine außergewöhnlich fleißige und kluge Frau gewesen. Diese Bemerkung quittierte ich mit einem ungläubigen Grinsen.

Sie hatte sich, um ein paar Kreuzer zusätzlich zu verdienen, noch einen Zimmerherren in die Wohnung genommen. Urgroßvater war ohnehin wenig zu Hause, so gab es auch kein Platzproblem. Der Zimmerherr war Fabrikarbeiter und somit für mindestens zehn bis zwölf Stunden am Tag nicht zu sehen. Doch für Urgroßmutter eigene Schuhe hatte das Geld trotzdem nie gereicht. Pantoffeln ja, Schuhe definitiv nein. Auch ihr Nebenjob, den sie fallweise bei einer Herrschaft verrichtete, änderte an der finanziellen Situation wenig. Für die Herrschaften, die die nahegelegene Parkvilla bewohnten, arbeitete sie meistens in der Küche, wenn sie Gesellschaft gaben. Manchmal war sie auch das Kindermädchen für deren Sprössling. Komisch eigentlich! Zu Hause hatte sie sieben eigene Kinder. Dieser Knabe durfte mit den übrigen Gassenkindern keinerlei Kontakt pflegen. Er war stets fein gekleidet, meist mit einem weißblauen Matrosenkostüm, mit weißen Strümpfen und

weißen Lackschuhen. Er besaß, und das war etwas Besonderes zu dieser Zeit, ein eigenes Kinderfahrrad, mit dem er seine Runden durch den Park zog. Sicher einsam, aber zumindest geschützt vor der großen, bösen Welt jenseits des Eisenzaunes. Den so genannten Gassenkindern, von denen Urgroßmutter alleine schon sieben beisteuerte, war er ein Dorn im Auge. Viel zu fein, viel zu hochnäsiger und unerreichbar, wurde der Bub immer mehr zum Objekt des Hasses. Ihnen war bewusst, der hohe Zaun um das Anwesen trennte mehr, als nur gleichaltrige, neugierige Kinder. Er trennte Welten! Eines Tages nahm ein Mädchen eine Wäsche-Spreizstange und fuhr durch den Zaun direkt in die Speichen des heranbrausenden Kinderrades. Sie hatte den bedauernswerten Matrosen zur Strecke gebracht. Dieser wurde danach drei Wochen nicht mehr gesehen. Dem Polizisten und der Frau vom Fürsorgeamt, die den Unfall aufnehmen sollten, wies Urgroßmutter lautstark die Türe.

Natürlich wusste sie, dass eine ihrer Töchter die Übeltäterin war, aber sie hielt dicht. Einmal kam sie auf die Idee, ihrer aus Wien anreisenden Verwandtschaft eine ordentliche Tafel

Foto: Michkasova Elenashutterstock / Shutterstock



bieten zu wollen, so wie sie es bei ihrer Herrschaft gesehen hatte. Dort lieb sie heimlich das Silberbesteck und war stolz auf ihren fein gedeckten Tisch. Die tschechische Abwaschhilfe meinte es besonders gut mit dem geliehenen Silber und putzte mit einem Scheuermittel was das Zeug hielt, bis sämtliche Teile stumpf und glanzlos geworden waren. Nun hatte Urgroßmutter ein teures Problem. Sie löste es mit Charme und Schadenersatz, den sie über Monate in besagtem Haushalt abarbeitete.

Ein Gegenbesuch in Wien war vereinbart worden, doch sie hatte keine Schuhe für die Reise in die Großstadt. Sie wollte auf keinen Fall mit ihren ausgelatschten Pantoffeln in Wien herumlaufen. Aber Urgroßmutter war in allen Lebenslagen eine Dame und war erfinderisch. An dem Wochenende, an

dem ihr Zimmerherr Dienst hatte, lieb sie sich heimlich seine Schuhe und setzte sich in den Zug. Dass sie Herrenschuhe anhatte, machte ihr kein Kopfzerbrechen, eher die Größe, die war nicht ganz ihren Füßen entsprechend. Sie wollte zeitgerecht zurück sein und sie war es auch. Leider ohne den Schuhen ihres Zimmerherren. Sie wurden ihr just in dem Moment gestohlen, als sie diese, um weitere Blasen zu vermeiden, im Zugsabteil auszog in dem sie für einige Minuten eingenickt war. Danach trat sie barfuß und würdevoll den Kanossagang zu ihrem Untermieter an.

Urgroßmutter kam in die Jahre und wurde immer dicker, so wurde berichtet. Doch ihre Fettleibigkeit rettete einst die Familie ihrer Tochter samt Schwiegersohn vor großem Unheil. Die Polizei machte in den Bürgerkriegs-

wirren um das Jahr 1934 in sozialistischen Haushalten regelmäßige Razzien, um geheime Waffenverstecke auszuheben. Im Kinderbett hatte ihr Schwiegersohn einen Karabiner versteckt, den nahm sie kurzerhand unter ihren Schlafrock, drückte ihn fest in ihre Bauchschwarten und machte den Polizisten lautstark klar, sie mögen die arme Familie nicht weiter behelligen, hier wäre nichts zu finden, außerdem hätte sie starke Bauchschmerzen und man möge sie in Ruhe lassen. Tatsächlich verließen die Polizisten unverrichteter Dinge die Wohnung. Viele Jahre später hatte Urgroßmutter nicht nur eigene Schuhe, sie hatte auch ein Haus mit Garten und einen Mann den sie liebevoll pflegte. „Wie’s kommt, ist’s gut!“ war zeitlebens ihr Wahlspruch. Für diese Weisheit brauchte sie kein Life Coaching.

Elmar Prokopetz

Info

Österreichischer Bürgerkrieg / Aufstand Februar 1934. Die Sozialdemokratische Arbeiterpartei (Republikanischer Schutzbund) stand der Regierung Dollfuß (Polizei, Heer und Heimwehr) gegenüber und sollte entwapfenet werden. Beginn der Auseinandersetzung im Hotel Schiff in Linz, am 12. Februar 1934.

Ende der Auseinandersetzungen: Nach drei Tagen mit vielen Todesopfern, deren Zahl bis heute umstritten ist.

kfb Frauen

Neue interimistische ehrenamtliche Vorsitzende der kfb Salzburg

Michaela Luckmann

ist die neue, interimistische ehrenamtliche Vorsitzende der kfb Salzburg, die vom kfb Vorstand einstimmig kooptiert wurde. 2019 wird sich Michaela Luckmann dann bei der Diözesankonferenz der Wahl stellen.

Michaela ist in der kfb eine Quereinsteigerin. Viele Frauen kennen sie aber vom Treffpunkt Frau, aus St. Virgil, hier hat sie viele Jahre am Frauenprogramm mitgearbeitet und aus dem Ausbildungsinstitut für Mitarbeiter/innen in der Erwachsenenbildung, das sie seit Jahren leitet. In der katholischen Aktion hat sie mehrfach Erfahrungen als Ehrenamtliche und als Hauptamtliche in der Jugendarbeit gesammelt. Sie selbst versteht sich zunächst einmal als Zuhörende innerhalb der kfb: um die Bedürfnisse und Stärken der kfb-Gruppen besser kennenzulernen und um die anstehenden strukturellen Veränderungen in der Katholischen Aktion und der kfb konstruktiv als Vorsitzende begleiten zu können.

Der ehrenamtliche kfb Vorstand und das Hauptamtlichen Team Salzburg ist Michaela sehr dankbar, dass sie vollkommen unkompliziert und spontan bereit war, die vielfältigen Aufgaben einer Vorsitzenden zu übernehmen.

Michaela Luckmann, geboren am 1.6.1960, ist verheiratet, hat zwei erwachsene Kinder und zwei Enkelkinder. Sie ist Erziehungswissenschaftlerin, Montessori- und Gestaltpädagogin, Direktorin des Ausbildungsinstituts für Mitarbeitende in der Erwachsenenbildung, Projektleiterin ULG Early Life Care und seit Jahren Pfarrgemeinderätin.



Ein großes Danke!

Roswitha Hörl-Gaßner legte ihren Vorsitz zurück

Auf Grund ihrer veränderten Lebenssituation legte Roswitha Hörl-Gaßner Anfang Juni ihre Arbeit als ehrenamtliche Vorsitzende der kfb Salzburg zurück. Fünf Jahre gestaltete sie gemeinsam mit dem Vorstand und dem Hauptamtlichen Team die Arbeit der kfb Salzburg.

Mit ihrer neuen beruflichen Tätigkeit im Hilfswerk Zell am See wurde ihre freie Zeit, neben Beruf und Familie, einfach zu knapp.

Besonders weil Roswitha Hörl-Gaßner ihre ehrenamtliche Funktion mit vollem Engagement und innerer Überzeugung ausfüllte und das Frauenthema in der Kirche zu ihrem persönlichen Thema machte.

Wir danken ihr für ihren Einsatz, ihre Impulse und ihre Begeisterung und wünschen ihr alles Gute für ihren neuen Lebensabschnitt. Sie bleibt der kfb Salzburg weiterhin als Gruppenleiterin der kfb Saalfelden erhalten.

27 Jahre für die Katholische Frauenbewegung in Vigaun

1965 gründete Anni Siller mit dem damaligen Pfarrer Franz Brunauer die Katholische Frauenschaft, die sie 27 Jahre lang bis 1992 leitete. In dieser Zeit organisierte sie Ausflüge und Kegelabende, Krankenbesuche und Besuche bei jungen Müttern. Anni Siller und ihr Team setzten viele Initiativen in Vigaun.

„Anni hat in der Aufbauzeit der Frauenbewegung vieles selbst geschaffen und bewerkstelligt: Berühmt sind ihre selbst mit Blumen bemalten Gläser! Sie sorgte auch dafür, dass die Frauenbewegung zu einem wichtigen Teil des pfarrlichen Lebens wurde!“, betont Franziska Neureiter, die seit 10 Jahren die Funktion der Leiterin innehat.

Franziska Neureiter



v. l. Aloisia Lehenauer, Franziska Neureiter, Anni Siller und Rosmarie Wallmann



Wir sind stolz

Hohe Auszeichnung für verdiente kfb Frau

Regionalleiterin Luise Rupert aus Kitzbühel erhielt das Tiroler Verdienstkreuz in einem feierlichen Festakt auf Schloss Tirol in Südtirol.

Das Verdienstkreuz ist die dritthöchste Auszeichnung, die das Land Tirol zu vergeben hat. Heuer erhielt erstmalig eine kfb Frau diese hohe Landesauszeichnung. Vergeben wird das Verdienstkreuz nur an besonders engagierte Persönlichkeiten, die sich um das Land Tirol auf politischem, wirtschaftlichem, kulturellem, geistigem oder ehrenamtlichem Gebiet verdient gemacht haben.

Die Kitzbüheler kfb Regionalleiterin Luise Rupert wurde für ihre Verdienste um die Gleichstellung und das Gendermainstreaming geehrt.

Mit der Geehrten freute sich auch kfb Regionalreferentin Tania Zawadil, deren Antrag auf Verleihung einer Landesauszeichnung so erfolgreich war. Die außerordentlichen, ehrenamtlichen Leistungen von kfb Frauen vor den Vorhang und so in den Blick der Öffentlichkeit zu holen, ist ein Ziel, das sie auch nächstes Jahr verfolgen möchte.

Highlights & gute Ideen aus den Regionen

Gemischter Frauensatz

Impulstreffen einmal anders

Heuer fanden die Impulstreffen als Vernetzungstreffen bei einer gemeinsamen, entspannten Wanderung auf den Meiselstein bzw. zum Seewaldsee statt. Über den eigenen Gruppenrand hinauszuschauen und Frauen aus anderen kfb Gruppen kennenzulernen, war die Intention dieser Treffen.

Dazu boten die Frauenliturgie, das gemeinsam Gehen und das gute Mittagessen genügend Zeit, miteinander ins Gespräch zu kommen.

„Bin ich froh, dass ich dabei bin, daheim hätte ich eh nur gearbeitet ...“, sprach eine Teilnehmerin die Freude über die Veranstaltung an und ließ damit die spontane Idee einer winterlichen Gesangsrunde auf einem St. Georgener Bergbauernhof entstehen



Foto: kfb

Adventkränze-Erlös für das sommerliche Jungscharlager

Trachtenfrauen und Katholische Frauenbewegung unterstützten das Jungscharlager 2018 aus der Adventkranzaktion 2017



Foto: M. Neureiter

Die Bad Vigauner Trachtenfrauen und die Katholische Frauenbewegung führten im November 2017 wieder ihre Adventkranzaktion durch und stellten insgesamt 100 Adventkränze bereit, die alle abgesetzt wurden. 31 Mitarbeiterinnen waren beim Kranzbinden dabei.

Nun wurde ein Teil des Erlöses im Winter für eine Initiative im Sommer eingesetzt: Marianne Gimpl, Obfrau der Trachtenfrauen, und Franziska Neureiter, Leiterin der Katholischen Frauenbewegung, überreichten dem Leitungsteam des Jungscharlagers 2018 der Pfarre einen Gutschein über € 500,-. Damit unterstützten sie das viertägige heurige Jungscharlager in Wagrain.

Am Lager nahmen 21 Kinder und Jugendliche sowie fünf Begleitpersonen teil. Zum bunten Programm gehörten Basteln und Sport, Morgenlob und Orientierungslauf, Discoabend und Fußball, Messgestaltung und Kinoabend u.v.m.

Für die jungen Bad Vigaunerinnen und Bad Vigauner waren es abwechslungsreiche gemeinsame Tage, für das Begleitteam eine interessante Zeit, für Trachtenfrauen und Frauenbewegung ein sinnvoller Einsatz ihres Beitrags „für eine gelungene gemeinschaftliche Freizeit“!

Micheal Neureiter

Unter dem Motto „host d'Liab verkünd!“

gestaltete sich die diesjährige Herbstwallfahrt der kfb Kuchl, in St. Koloman.

Edith Mosers gemalener Kreuzweg, der sich durch die herrliche Landschaft von St. Koloman erstreckt, war der Anlass für eine Wallfahrt.

Ein gut beschilterter Weg, der den Anreiz gibt, die Mundart-Texte von August Rettenbacher zu lesen, die sich unter jedem Bild befinden, sich in das Vergangene versetzen lässt und mit der heutigen Zeit in Verbindung tritt. Die wunderbare Landschaft bietet sich geradezu an, diesen Kreuzweg als Wallfahrt zu nutzen.....

Dieser Kreuzweg „Mundartwallfahrt“ findet am 07. Juni 2019 wieder statt.

Andrea Mayr

Ganz großes Kino – Papst Franziskus zu Gast in Mittersill und Kufstein

Volles Haus und sehr großer Andrang bei den kfb Herbst Impulstreffen im Mittersiller Lichtspielhaus der Familie Schnöll und dem Kufsteiner Funplexx Kino

Der Film des deutschen Kultregisseurs Wim Wenders über oder besser gesagt mit Papst Franziskus ist einer dieser wenigen besonderen Filme, nach denen man den Kinosaal anders verlässt, als man ihn betreten hat. Eben, ganz großes Kino!

Und, Hand aufs Herz, so wie Filme, die das Publikum von der ersten Minute an packen, bis zum Abspann fesseln und darüber hinaus in Erinnerung bleiben werden, weil sie bewegen und auch verändern.

Und das liegt nicht nur an der genialen Kameraeinstellung, die den Zuschauer und die Zuschauerin glauben lässt, das Oberhaupt der katholischen Kirche spreche genau in diesem Moment nur zu ihm oder zu ihr. Nein, es sind die einfachen Worte dieses charismatisch-heiteren Papstes, der als erster den Namen des heiligen Franziskus gewählt hat, die die Besucher und Besucherinnen im Dunkel des Kinos faszinieren, aufwühlen und zutiefst anrühren und gleichzeitig Licht und Hoffnung spenden. Und genau wie sein Namensvetter ist sein Leben und Wirken Vorbild und Botschaft für die krisengeschüttelte Welt und den zum Abgrund hin taumelnden Planeten.

Für ihn ist Mutter Erde „die Ärmste der Armen“ und die Auswirkungen der Gewalt und Ausbeutung, die sie tagtäglich zu erleiden hat, macht sie zur Geißel der Menschen, die ohnehin schon von der Hand in den Mund leben



müssen. Und schuld daran – ohne Ausnahme – sind wir alle und unsere Wegwerfkultur und Gier.

„Geht und baut mein Haus wieder auf, das, wie ihr seht, ganz und gar in Verfall gerät“, ist die zentrale Botschaft dieses Low-Budget Filmes an **alle** Menschen guten Willens.

Mehr zuhören, mehr lächeln, mehr Humor und die Rückbesinnung auf einen starken Zusammenhalt in den Familien und die goldene Regel: „Was du nicht willst, das man dir tut, das füg' auch keinem anderen zu“, sind die Blaupausen des Films Papst Franziskus – Ein Mann seines Wortes mit der Empfehlung Prädikat *besonders wertvoll* und zu diesem Schluss kamen auch die 180 begeisterten und schwer beeindruckten Kinozuschauerinnen und -zuschauer dieser kfb Sondervorstellungen.

Tania Zawadil, kfb Regionalreferentin

Termine & Vorankündigungen

Sie finden unsere Veranstaltungen auch auf unserer kfb-Homepage: www.ka.kirchen.net/kfb



Wandel wagen!

Gemeinsam für eine Zukunft aus eigener Kraft.

Auf unserem Titelbild zeigt Rehema Onesmo strahlend einen ihrer Energiesparöfen. Unsere Partnerorganisation WODSTA leitet Frauen im Norden Tansanias an, die energiesparenden und gesundheitsschonenden Öfen herzustellen. Im Einsatz erleichtern sie die alltägliche Arbeit. Viele Frauen produzieren und verkaufen diese Energiesparöfen, wodurch sie ihre Einkommenssituation verbessern. Auch um ein Umdenken in Sachen erneuerbarer Energie herbeizuführen, arbeitet WODSTA mit den Frauengruppen.

Aktion Familienfasttag 2019 – Teilen spendet Zukunft INFO-Treffen 2019

Die Info-Treffen bieten eine kompakte und konkrete Vorbereitung für die Durchführung der Aktion Familienfasttag in der Pfarre.

Kommen Sie mit Ihrem Team und/oder Interessierten zu einer unserer Bildungsveranstaltungen.

Folgende Infoveranstaltungen stehen bereits fest:

- | | |
|-------------|---------------------------------------|
| Termin: | Freitag, 18. Jänner 2019, 18:30 Uhr |
| Ort: | Embach, Krämerwirt |
| Referentin: | Friederike Flesch, Diözesanreferentin |
| Termin: | Dienstag, 26. Februar 2019, 09:00 Uhr |
| Ort: | St. Severin/Salzburg, Pfarrzentrum |
| Referentin: | Friederike Flesch, Diözesanreferentin |

Gerne kommen wir bei Bedarf in die Pfarre, um eines unserer Modellprojekte vorzustellen oder von unserer Projektreise nach Nepal bildhaft zu erzählen.

Der Familienfasttag 2019 ist der 15. März.

Aschermittwoch der Frauen

Wir laden ein, die Vorbereitungszeit auf Ostern ganz bewusst zu beginnen.

Wir möchten uns in der Gesellschaft mit Frauen auf unsere innere Kraftquelle und auf Gott neu ausrichten.

Termin: 06. März 2019, 18:00 bis 20:00 Uhr
Ort: Generalatshaus der Halleiner Schwestern
Kahlspergstraße 22a, 5411 Oberalm
Impulsreferat: Sr. Emanuela Resch



Diözesankonferenz 2019

Dankbar – glücklich

Frauen.Leben.Stärken. – Ein Tag nur für mich

Wir bieten Impuls, Zeit, Ort, für einen Tag voll Leichtigkeit, Begegnungen, Stärkung, Information und Spiritualität

Vormittag:

An diesem Vormittag beleuchtet die Referentin Gaby Schuler das Thema: Dankbar – glücklich. Es wird eine Grundanleitung im täglichen achtsamen Umgang mit sich selbst geben.

Nachmittag:

Eine bunte Mischung an stärkenden Workshops rund um: Spiritualität, Kreativität und Gesang

Termin: Samstag, 27. April 2019, 09:00 bis 17:00 Uhr

Ort: Maria Kirchentäl / Kirchentälwirt



Foto: FooTToo / Shutterstock.com

Glocknerwallfahrt – Dirndlgwandwallfahrt

Immer wieder sind Frauen in ihren schweren Röcken und Gewändern über die Berge bei Wallfahrten mitgegangen. Frauen, die niemand kennt, weil ihre Bedeutsamkeit nicht in den Geschichtsbüchern erfasst worden ist, und die sich doch mit ihrem Pilgergang Freiheiten in vielen Bereichen erkämpft haben. Freiheiten, die wir heute ganz selbstverständlich genießen.

Diese Glocknerwallfahrt im traditionellen Gewand unserer Mütter, Großmütter und Urgroßmütter ist ihnen in großer Dankbarkeit und Respekt gewidmet.

Route: Samstag, 06. Juli: Start in Ferleiten bei Fusch (1.145m) – Trauneralm (1.550m) – Aufstieg über die Untere Pfandscharte (2.663m) – weiter zum Glocknerhaus (2.136m) – Übernachtung im Glocknerhaus

Sonntag, 07. Juli: Abstieg nach Heiligenblut (ca. 2,5h) – Frauenliturgie in der Dorfkirche – Mittagessen beim Kirchenwirt – danach Rückfahrt mit dem Bus nach Ferleiten

Schwierigkeitsgrad: Sehr gute Kondition (ca. 7,5h reine Gehzeit bzw. 1600 Hm bis zum Glocknerhaus), Trittsicherheit und hochalpine Erfahrung sind Voraussetzung für diese Wallfahrt!

Eine vergleichbare Tour (in Höhenmetern und Schwierigkeit) ist der Hochkönig!

Termin: Samstag, 06. Juli bis Sonntag, 07. Juli 2019

Ort: Parkplatz, Ferleiten bei Fusch, 5672 Ferleiten

Kosten: € 40,- (Die Übernachtung und Verpflegung ist vor Ort selbst zu bezahlen)

Anmeldung: online unter: www.kirchen.net/kfb/Veranstaltungen, oder kfb-Büro Salzburg, Tel: 0662/8047-7530

Nachhaltig. Regional. Generationen lang.

Das Dirndl lässt der Wegwerfgesellschaft keine Chance

„Die Trachtenmode ist ein Wunder der ewigen Wiederkehr“, sagt Gexi Tostmann, die Gründerin der Tostmann Trachten in Attersee und meint, ein Dirndl, das man als Jugendliche geschenkt bekommt, kann man problemlos auch als 80-jährige noch tragen, denn das Dirndl ist, trotz aller modischen Einflüsse, zeitlos geliebt und lässt der Wegwerfgesellschaft keine Chance. Niemand kauft ein Dirndl, um es im nächsten Sommer wieder auszumustern. Viel eher wird es den Töchtern und Enkelinnen weitervererbt. Fragen des Trends sind dabei nachrangig. Stoffe und Drucke werden regional gewebt und genäht. Made in Taiwan steht auf keinem Stoffballen drauf.

Geschichtlich ist das Dirndl einen weiten Weg gegangen. Ursprünglich war es die schlichte Arbeitstracht der jungen Bauernmädchen. Erst im 19. Jahrhundert wurde es von den Sommerfrischlerinnen des Wiener Hofes entdeckt und gesellschaftsfähig gemacht. Die Bürgerfrauen gefielen sich plötzlich in der einfachen und zweckdienlichen Tracht der Mädchen vom Lande. Heute ist das Dirndl keine Arbeitskleidung mehr, höchstens bei den Kellnerinnen. Die meisten Dirndl werden zu feierlichen Anlässen getragen, längst vergessen ist ihre Herkunft als bequeme Arbeitskluft unserer Vorfahrinnen.

Kfb-Frauenreise 2019 nach Dresden und Görlitz

Inspiziert von Hildegard Burjan



Foto: Dresden_Sylvio Dittrich_DML BY

Im August 2019 machen wir uns wieder auf zu einer gemeinsamen Frauenreise nach Dresden und Görlitz. Dresden begeistert als Gesamtkunstwerk. Während dieser Reise erleben wir aber nicht nur diese bezaubernde Stadt an der Elbe, sondern auch die Landschaft der berühmten Sächsischen Schweiz und Görlitz, den Geburtsort von Hildegard Burjan. Sie wurde 1883 in Görlitz geboren. Sie war Ordensgründerin der Schwesterngemeinschaft Caritas Socialis und österreichische Sozialpolitikerin. Sie starb 1933 in Wien und wurde 2012 als einzige demokratisch gewählte Politikerin im Wiener Stephansdom selig gesprochen.

Details zur Reise finden Sie auf unserer Homepage www.kirchen.net/kfb.

Termin: Freitag, 23. August bis Mittwoch, 28. August 2019

Anmeldung: kfb-Büro Salzburg, 0662/8047-7530, kfb@ka.kirchen.net

Anmeldeschluss: Donnerstag, 28. Februar 2019

Beim Essen die Welt verändern

Die kfb startet eine neue Aktion: „Solidarisch Kulinarisch“ richtet sich an alle, die Frauen weltweit dabei unterstützen möchten, sich und ihre Familien selbstbestimmt und nachhaltig zu ernähren.

Milliarden Menschen weltweit sind von Hunger und Mangelernährung betroffen, allen voran Frauen. Dabei produzieren Frauen als Kleinbäuerinnen den Großteil der Nahrungsmittel. Das heißt: Diejenigen, die am meisten zur Versorgung beitragen, hungern auch am meisten. Ursachen dafür sind Landenteignungen, Vertreibungen, fehlende Agrarreformen, Kriminalisierung und Diskriminierung aufgrund traditioneller Rollenbilder oder Gesetze, die Frauen benachteiligen.

Die kfbö startete deshalb mit 1. September 2018 die Erntedank-Spendenaktion „Solidarisch Kulinarisch“ und ruft Interessierte dazu auf, Freund*innen zum gemeinsamen Kochen einzuladen, um das Thema „Frauen und Ernährung“ zu diskutieren, Bewusstsein für Nahrungsgerechtigkeit zu schaffen und lustvolles Engagement zu fördern – im Sinne einer nachhaltigen Lebenskultur.



**KOCHEN
GENUSSVOLL INFORMIEREN
POWER-FRAUEN UNTERSTÜTZEN**



Foto: kfbö

Weitere Informationen erhalten Sie auch in der Diözesanstelle bei: friederike.flesch@ka.kirchen.net

Herta Pammer-Preis

Die Katholische Frauenbewegung Österreich schreibt den Herta Pammer-Preis 2019 für Nachwuchsjournalist*innen aus.

Gesucht wird die beste feministisch-entwicklungspolitische Print-Reportage zum Thema „Wandel wagen!“. Sie wird dann in der Tageszeitung Kurier veröffentlicht.

Über den Sieger*innen-Beitrag entscheidet eine hochkarätige, unabhängige Jury (Brigitte Handlos (ORF), Beate Hausbichler (derStandard), Irmgard Kischko (Kurier), Markus Blümel (ksoe), Richard Solder (Südwind)).

Nähere Informationen zur Ausschreibung finden Sie auf der Homepage der Katholischen Frauenbewegung Österreich: www.kfb.at unter der Rubrik „Aktionen“.



Behelf zum Jahresthema

Monatsimpulsheft – das zweite Jahr.

Rundenmodelle, Praxisbausteine, Lieder und Gebete sind in diesem gemeinsamen, gesamtösterreichischen kfb-Behelf enthalten. Die Impulse zu jedem Monat kommen von kfb-Frauen aus allen Diözesen.

Erhältlich im Diözesan-Büro Salzburg

Kosten: € 4,00



KAFFEE AUS FRAUENHAND

EZA

NATÜRLICH FAIR

Adelante bedeutet vorwärts. Die Kleinbäuerinnen setzen sich dafür ein, dass sie anerkannt werden: Als Kaffeeproduzentinnen, als gleichberechtigte Partnerinnen in den Familien, als Bürgerinnen in ihrer Gesellschaft. Selbstbestimmt gestalten sie ihre Zukunft.

Kaffee Adelante erhältlich im Weltladen und unter www.eza.cc.
Eine Kooperation mit kfb - Katholische Frauenbewegung



Foto: alexkich / Shutterstock.com

Die *knochige* Laufbahn

Meine Knochen schimmern durch die Haut wie Silberfische durch klares Wasser. Sie flimmern durch die Sonnenstrahlen. Ich hebe meine Arme und – die Rippen scheinen bald durch die Haut zu platzen, doch ich kann die Bewegung nicht aufhalten, mein Mund bildet ein ehrliches Lächeln, obwohl irgendwas in meinem Kopf, irgendwas in meinem Bauch krampfhaft versucht, die Endorphine aufzuhalten.

Meine Augen kreuzen sich. Bin ich ein schönes Mädchen? Sehe ich so aus, wie Sechzehnjährige aussehen sollen? Lebendig?

Ich schüttele den Kopf, beeile mich damit, mich zusammenzurichten, um mit meiner kleinen Nichte in die Stadtbibliothek fahren zu können. Ihre Mutter hat wieder begonnen zu arbeiten, der Kindergarten hat noch zu, also verbringt dieses kleine, fünfjährige Glück, dessen Gefühlskarussell mich zum Wahnsinn treiben und mir gleichzeitig die lustigsten und aufregendsten Tage bereiten kann, einige Zeit bei mir. Ihr ehrlicher Blick versetzt mich oft in Staunen.

Nachdem wir fast den gesamten Vormittag mit Lesen verbracht haben, ge-

hen wir in die Panoramabar, um etwas zu essen. Jedoch verschlucke ich mich nach der Bestellung fast an meiner eigenen Zunge. Meine Finger verharren über dem Colaglas, im Hintergrund nehme ich das unbekümmerte Spielen von Maryam mit zwei Barbiefiguren wahr, als ein Mädchen, das nicht viel älter sein kann als ich, den Raum betritt.

Ich weiß, Starren ist unhöflich.

Doch ich kann meine Augen nicht abwenden.

Zuerst packt mich der Neid, der mir kräftig in die Brust sticht und mein

Kopf schüttet einen Kübel Vorwürfe über mich aus. Warum bist du nicht so dünn? Warum schaffst du es nicht, nicht zu essen? Warum bist du nicht so selbstdiszipliniert? Dann boxt mein Herz gegen meine Brust, ich schüttele den Kopf, um aus der Trance zu erwachen.

Das Mädchen ist schon tot.

Und es sind nicht die Knochen und die Schichten an Kleidung, die ihren Oberkörper einfangen, aber ihre Stecknadelbeine preisgibt, nicht ihr langsamer Gang, als wäre jeder Schritt ein Kraftakt, nein, das kleine Mädchen mit

den fahlen, braunen Haaren hat keine Augen, die sich umsehen. Sie sind zwar riesig, sitzen in ihrem Kopf – doch sie sind erloschen, die Flamme ist erstickt.

Maryam ist ein viel zu aufmerksames Kind, sie bemerkt meinen Blick und ihr Mund klappt auf. „Was ist mit der?“ Sie beugt ihren Kopf zu mir, ihre brünetten Haare bilden einen Vorhang um ihr Gesicht, weil sie selbst mit ihren fünf Jahren schon weiß, dass man Leute nur ausrichtet, wenn sie es nicht sehen.

„Ähm ...“ Was sollte ich sagen? Ich kann meinen Blick ja selbst kaum abwenden! Die Knochen. Der Blick. Ich schlage zwischen Bewunderung und Ekel hin und her.

„Faaarah?“

„Sie ... sie isst zu wenig.“

„Was?“

„Sie ... sie ...“ Und ich beiße meine Zähne zusammen. In mir schwappen die Erinnerungen hoch und sie versenken mich mit ihrer Kraft. Wie ich in der dritten Klasse im Biologieunterricht saß, eine große Karte auf der Tafel – doch es war kein Stück Land, sondern ein Dreieck, die Essenspyramide, die ich konzentriert in mein Heft abzeichnete und nebenbei zuhörte, was passiert, wenn Menschen dick werden. Warum das auf Dauer nicht gut ist, warum das sogar gefährlich sein kann, warum Sport so notwendig ist. Und heute sitze ich hier, neben meinem kleinen Mädchen und frage mich, welche Essenslaufbahn sie durchkreuzen wird.

Ich bin nicht magersüchtig, doch ich liebe das Gefühl eines leeren Magens, wie mich die Erschöpfung fast zur Bewusstlosigkeit treibt. Doch dann kommen die Tage, wo ich zu jeder Stunde Pommes verdrücken könnte, wo ich mich nicht zusammenreißen kann und mich das Essen praktisch überfällt. Mein Kopf einfach nachgibt, schuld-bewusst. Ich bin nicht magersüchtig, doch wenn ich die Werbung für Diät-pillen sehe, weiß ich, *meine Beziehung zum Essen ist zerschlagen*. Wenn ich mich im Spiegel anblicke und mir die Tränen in die Augen schießen, wenn ich meine Hose nicht zubekomme,

wenn sich meine Blusen so gefährlich an meinen Oberarmen spannen, dann würde ich gern ein Messer nehmen, um mich zu schälen.

Maryam beginnt an meinem Arm zu zeren. Ganz kurz bin ich davor zu sagen, dass dieses Mädchen magersüchtig ist, doch dann rutscht mir über die Lippen: „Weißt du, was passiert, wenn man gar nichts mehr isst?“ Denn warum hat unser Biologielehrer das nie gefragt? Warum hat er nie erklärt, dass das Herz nicht nur versagen kann, wenn man extrem dick, sondern auch, wenn man extrem dünn ist? Warum gibt es kein Magersuchtsdreieck davon, in dem jede Folge dieser Sucht schrittweise gezeigt wird?

Maryam schüttelt den Kopf. „Kann man das überhaupt?“

Ich lächle zaghaft. „Wenn der Mensch nicht genügend isst, kann es sein, dass er stirbt.“

„Wieso stirbt man dann?“

„Weil Essen dir Energie gibt und wenn du das nicht mehr tust“, bekommst du deine Tage nicht mehr, weil dein Körper denkt, es sei besser, jetzt keine Kinder zu bekommen, bekommst du ganz viele Haare auf deinen Armen, weil er versucht, dich warmzuhalten, „dann zieht sich dein Magen ganz eng zusammen und irgendwann ...“

„Ist er weg?!“

Ich muss lachen. „Nein, ganz weggehen tut er nie, aber dein Körper ist dann so schwach, dass ... dass er nicht einmal mehr atmen kann und dein Herz einfach nicht mehr die Kraft hat, um zu schlagen.“

Maryams Blick weicht von mir ab und wieder zu dem Mädchen hinüber. Ihre Stimme wirkt plötzlich verstopft, von Angst besetzt. „Stirbt sie?“ Ihre blauen Augen fixieren mich. „Warum isst sie denn nicht?“

„Das hat mehrere Gründe.“ Damit gibt sie sich nicht zufrieden. „Meistens beginnt es damit, dass man mit seinem Aussehen ... nicht glücklich ist.“

„Wieso?“

Ich rutschte unruhig hin und her. „Weil ... weil die Gesellschaft es besser findet, weil ...“

„Aber doch nicht, wenn man stirbt.“

Nun fixiere ich mein kleines Mädchen, die Sprachlosigkeit drückt meine Zunge hinab. Einen Moment möchte ich schreien, denn so einfach ist es nicht. Was ist der Tod schon? Und zu magern kann doch so viel mehr bedeuten, zu glauben, unsichtbar zu sein, sich langsam aufzulösen, perfekt zu sein und/oder die absolute Kontrolle in etwas zu wahren, was man im restlichen Leben nicht hat. Wenn die Sucht zum einzigen, haltbaren, kontrollierbaren Glück wird, bis sie einen kontrolliert, jede Hautzelle, jedes Fingerzucken, jede Zungenbewegung.

Doch dann weiß ich, wie gesund ich bin und schäme mich gleichzeitig dafür, dem dünnen Mädchen keine Maryam zur Seite stellen zu können, die vielleicht etwas Licht bringen würde, dass Essen eine gute Sache ist, auch wenn das Fernsehen von Diätwerbungen strotzt.

„Maryam.“

„Hm?“

„Ich liebe dich, weißt du das, kleines Mädchen?“ Sie lacht mir entgegen, legt ihre kleinen Finger auf meine Hand. Maryam kann ihren Blick trotzdem nicht abwenden, stellt mir weiter Fragen zum Nicht-Essen und zum Tod. Irgendwann schweift ihr Blick komplett ab, erst, als das Essen vor uns auf dem Tisch steht, scheint sie wieder zu erwachen. „Essen ist total wichtig.“ Sie blickt zu mir auf, zwischen ihren Fingern eine kleine Pommes. „Ich glaube, ich liebe Essen.“ Damit stopft sie sich in den Mund und mampft es vergnügt laut. „Ich könnte nie damit aufhören, zu essen!“

Meine Brust implodiert, denn alles, was ich denke, ist, hoffentlich bleibt deine Beziehung zum Essen rein und gesund, hoffentlich kannst du an hässlichen Tagen wieder dazu finden, dich zu akzeptieren und vielleicht sogar zu lieben. Ich hoffe es für dich, mein kleines Mädchen.

Sara Gerner

Apfelstrudel*blues*.

Ein Duft weckt mich. Ein Duft, der jetzt eigentlich gar nicht passt. Jeder Baum hält zurzeit seinen Winterschlaf. Und auch, wenn die Zeit passen würde, so intensiv kann ich ihn heute nur mehr im Traum riechen.

Ein Duft aus meiner Kindheit. Mein Blick fällt auf die Digitalanzeigen meines Weckers. 02.12.2018 – 6.12h. Es ist noch viel zu früh und ich schließe meine Augen. Kuschle mich in die warme Tuchent und versuche, den Geruch festzuhalten. Diesen Duft reifer Klaräpfel, das Bild von Sonnenschein und die schwirrenden Laute von Wespen, die sich mit ihren zuckenden Leibern auf den aufgeplatzten Früchten auf der Wiese unterm Apfelbaum tummeln ...

Ich lag in einem anderen Bett und starrte böse auf diesen Apfelbaum vor dem kleinen Dachfenster. Es waren Sommerferien und ich verbrachte wie jedes Jahr drei Wochen davon bei meiner Oma. Meine Augen schmerzten. Kein Wunder, ich hatte die ganze Nacht und den halben Vormittag durchgehult. ... Dieser elende SCH...KERL, sogar „gezüngelt“ hat er mit ihr, wähh. Als ob's nicht gereicht hätte, mir das aus der Entfernung anzusehen, nein, ich musste mir das auch noch ganz aus der Nähe geben! So fassungslos war ich, dass ich es erst glauben konnte, als ich

direkt vor ihnen stand. Da fand seine Zunge dann endlich den Weg aus dem Mund der blöden Kuh und ihre Funktion zu sprechen wieder: „Hi Tina, super, dass'd auch da bist!“ Ohne Genierer, mit einem erfreuten Getue. Vor dem scheinheiligen Bussi Wange links, Bussi Wange rechts gelang es mir, mich aus meiner Schockstarre zu lösen, und den Rückzug anzutreten.

Es klopfte an meiner Türe. Oma hatte sich die steile Treppe in's Dachzimmer, das während meines Aufenthalts mein Reich ist, heraufgequält und setzte sich neben mich.

„Wos ist denn los?“

„Nix.“ Schweigen.

„Woars denn gestern net lustig auf da Party?“ Schweigen.

„Du host di do so g'freit drauf und da Lukas...“

„DER LUKAS IST EIN SCH...KERL!!!!“ schrie ich wutentbrannt.

Die Tännendrüsen hatten sich anscheinend regeneriert und ließen ihrer Produktion wieder freien Lauf. Meine Oma schüttelte ihren Kopf, tätschelte ver-

ständnisvoll meinen Rücken und meinte: „*Dos beste Mittel gegn Liebeskummer is: An Apfistrudl mochn!*“

„Ich will jetzt keinen Apfelstrudel machen, Oma“, schluchzte ich.

„Dos ist ma jetzt wurscht, du woitzt scho long, dass i da dos zoag und heit passt's. Basta! I richt scho amoi s'Rezept her!“

„Z'erst hoist die Äpfen vom Bam, die Leit steht im Schuppn.“

Die ersten zwei Sprossen ließ ich aus und stapfte zornig auf die dritte. Vorsicht, fast wäre ich samt der Leiter auf ein Heer von Wespen und faulende Äpfel gekippt. Mit klopfendem Herzen stieg ich nun konzentriert auf den Baum. Im ersten Apfel entdeckte ich ein Wurmloch. SCH...LUKAS. In hohem Bogen flog der Apfel in Nachbars Garten. Der Zweite, der Dritte ... Blind vor Tränen schoss ich mit Äpfeln durch die Gegend. Ab dem zehnten wanderten sie schließlich in meine umgehängte Stofftasche.

„So, jetzt kommt da Teig dran, wei der muass rostrn.“

Gesagt, getan. Sie fühlte sich gut an,



diese seidig glänzende, kühle Teigkugel. „Und jetzt die Butterbrösel, die muasst z'erst reibn.“

„Oma, wer reibt denn heutzutage noch selber Brösel?“

„Du.“

„MAHH, wie das alles lange dauert!“

„Host jo Zeit!“

Ein köstlicher Duft verbreitete sich, als sich die blassen Brösel in knusprig goldbraune verwandelten. Jetzt ging's ans Äpfel schälen und „hacheln.“

Auch das dauerte, bis die große Glasschüssel endlich gefüllt war. Ich presste den Zitronensaft und begann, die Masse mit den Händen zu vermengen. Dabei widerstand ich der Versuchung, die Apfelblättchen zu Brei zu zermatschen – sie konnten ja nichts dafür!

Nun ging's an die Königsdisziplin: Teig ausziehen. *Oma war mit Tipps und Anregungen zur Stelle.* Das große Leintuch auf dem Tisch ausgebreitet, Mehlstaub darauf und los ging's .

Das grobe Ausziehen über beide Unterarme war eine Herausforderung, ebenso das Platzieren auf dem Leintuch und

das feine Ausziehen ohne Löcher und Risse. Gleichmäßig und dünn wie Pergamentpapier. Aus den Augenwinkeln registrierte ich stolz die Überraschung in Omas Augen. Pah, damit hatte sie wohl nicht gerechnet! Ich musste mir ein Schmunzeln verkneifen. War gut, dass ich ihr so oft zugeschaut hatte! Die Fülle wurde profimässig verteilt, großzügig mit Zimt und Zucker bestreut und mit Omas Hilfe eingerollt. In der großen Rein ging's ab in den Ofen mit ihm. Zufrieden beobachtete ich meine „Riesenschlange“, wie sie unter ihrer Haut blubberte und langsam Farbe annahm. Mein Apfelstrudel war noch heiß, als ich ihn in der Gartenlaube servierte und wir ihn mit einem Glas eiskalter Milch genossen.

„Pah, ist das köstlich!“ Ein zufriedener Seufzer entrang sich meiner Brust.

„Bringst dann an Philipp a Stückerl rüber, der is alloa daham und der g'freit sie sich!“

Philipp hatte ich schon lange nicht mehr gesehen. Seine Eltern waren geschieden und er verbrachte die letzten

Jahre drei Wochen Ferien immer bei seinem Vater, während ich meine bei Oma verbrachte. Ich machte mich auf den Weg. „Wie blöd steh' ich denn jetzt da, mit meinem Teller“, dachte ich, als ich auf eine Reaktion nach dem zweiten Klingeln wartete. Endlich öffnete sich die Türe einen Spalt.

„Ja?“ Ein intensiv blaues Augenpaar musterte mich überrascht und interessiert, als er versuchte, mich irgendwie und irgendwo einzuordnen. Ich half ihm nicht.

„Tina?“

„Hi, kennst mich noch? Äh ... ich habe heute meinen ersten Apfelstrudel gebacken und ...“

„Für mich? Super! Das ist echt lieb!“ Er riss die Türe auf und mir den Teller aus der Hand.

„Magst reinkommen?“

Birgit Dottolo

*Hat nicht Gott
die Weisheit der Welt
zur Torheit gemacht?*

Denn das Törichte an Gott ist weiser
als die Menschen und das Schwache
an Gott ist stärker als die Menschen.
(1 Kor. 1, 25)

Wenn ich diesen Text lese, fühle ich mich geborgen – ich kann auf Gott vertrauen, in einer Welt,

- ◆ wo sich Menschen radikalieren und radikalisiert werden,
- ◆ wo Gewalt und Ausgrenzung an der Tagesordnung stehen,
- ◆ wo Wahrheit und Falschheit oft nicht mehr zu trennen sind,
- ◆ wo Macht mehr gilt als Solidarität,
- ◆ wo Ausgrenzung wichtiger scheint als Toleranz,
- ◆ wo Liebe keinen Wert mehr hat.

Da will ich daran glauben, dass Gott uns im Blick hat und in seiner scheinbaren Schwäche unsere Stärke liegt.

Michaela Lutz

Janni D

Frohe Weihnachten!

Wir bedanken uns auf diesem Weg für Euer unermüdliches Engagement in der kfb und in der Aktion Familienfasttag.

Wir wünschen Euch allen sowie unseren Leserinnen und Lesern ein gesegnetes und geruhames Weihnachtsfest und ein zufriedenes, gesundes Neues Jahr 2019.

Der Vorstand und das hauptamtlichen Team

Friedrike Fösch

Elisabeth Köndli

Susanne Schaller

Therese Elisabeth

Stephan Fösch

S. Hasenbichler

Isabella Friedrich

Nina Hupfner

Elisabeth Biedel



Impressum

Zeitschrift frauen.kom

Katholische Frauenbewegung Salzburg
Kapitelplatz 6/3, 5020 Salzburg
0662 8047-7530
frauen.kom@ka.kirchen.net
www.kirchen.net/kfb

Medieninhaber / Herausgeber / Verleger:

Katholische Aktion der Erzdiözese Salzburg Nr. 5/2018
Erscheinungsort Salzburg, Österreichische Post AG
Sponsoring Post, SP 16Z040902S

Redaktionsteam:

Chefredakteurin und für den Inhalt verantwortlich: Olivia Keglevic;

RedakteurInnen: Birgit Dottolo, Elisabeth Ebner, Isabella Fredrich, Sara Gerner, Evelin Hemetzberger, Andrea Laimer, Elmar Prokopetz, Regina Winkler

Fotos: Halfpoint/Shutterstock.com, Iryna Inshyna/Shutterstock.com, Monkey Business Images/Shutterstock.com, Kharaim Pavlo/Shutterstock.com, Ben Romalis/Shutterstock.com, Joseph Sohm/Shutterstock.com, MinDof/Shutterstock.com, Regina Winkler, Alexandra Golubtsova/Shutterstock.com, Michkasova Elenashutter/Shutterstock.com, Michaela Luckmann, Tania Zawadii, Michael Neureiter, frischtauf-bild-innsbruck, kfb, ALDIMILABLIS NOVATUS MCELE, XiXin-Xing/Shutterstock.com, FooTToo/Shutterstock.com, Dresden_Sylvio Dittrich_DML BY, kfbö, alexkich/Shutterstock.com, Africa Studio/Shutterstock.com, Roland Hochbrugger

Grafik: Angelika Bamer-Ebner, www.bamer-ebner.com, design@bamer-ebner.com

Druck: Adless Mediendesign & Druckservice GmbH, Am Kirchberg 1, 5323 Ebenau



SUCHEND – auf dem Weg ...

Auftakt:
Do. 31. Jan. 2019
Reigen-Start:
Do. 07. März 2019



Ein musikalischer Theater-Reigen durch die Stadt Salzburg. In sechs Episoden begeben wir uns auf die Suche nach dem, was uns im Leben trägt. Eine Inszenierung von Theater Brettspiel und BühnenErlebnis Bamer-Ebner mit mehr als 100 Mitwirkenden.

Infos & Tickets: www.theater-brettspiel.at · info@theater-brettspiel.at · +43 676 750 6348



Wenn unzustellbar, bitte zurück an den Absender:
Katholische Frauenbewegung Salzburg,
Kapitelplatz 6/3, 5020 Salzburg